



An die Wölkchen

Langsam lichte Wölkchen ziehn
mit dem Frühlingswinde.
Segelt, Wolkenkinder, hin
über Höh'n und Gründe;

Segelt friedlich über Land
Über Meer und Flüsse,
kommt ihr an den Schwarzmeerstrand,
bringt ihm meine Grüße.



Gedicht von Immanuel Manske, Bessarabischer Heimatkalender 1957 Seite 42; Himmelsfoto Eva Fisser; mit Pflanzen gefärbte und verzierte Ostereier mit Ostergetreide, gefertigt und fotografiert von Eva Höllwarth. Mehr zu bessarabischen Osterbräuchen auf Seite 8.

AUS DEM INHALT:

Auf der Suche nach einem besseren Leben Seite 13

Einladung zum Bundestreffen 2018 Seite 3

Kochkurse mit Christina Till Seite 18

Vor 115 Jahren – das Pogrom von Kischinev Seite 9

Erfahrungen mit DNA-Familienforschung Seite 21

INHALT:

AUS DEM BESSARABIENDEUTSCHEN VEREIN E.V.

Einladung zum Bundestreffen	3
Dank an Dr. h.c. Kelm für eine großartige Spende	3
Bessarabienshilfe	4
Das Gagausen-Museum in Avdarma	6
Aus unseren Reihen: Michael Jabs	7

AUS GESCHICHTE UND KULTUR

Ostern in Bessarabien	8
Ukrainische Osterbräuche: Pysanky	8
Das Pogrom von Kischinew.....	9
Original Kummet – Pferdegeschirr aus Leipzig	10
Die Suche nach den Wurzeln führt die Welt zusammen	11
Auf der Suche nach einem besseren Leben.....	13
Ostern in Australien	16
Das zweitgrößte Pysanka der Welt.....	16

BILDER DES MONATS APRIL 2018	17
---	----

AUS DEN REGIONEN

Bessarabischer Kochkurs.....	18
Neues Jahr neuer Kochkurs.....	19
Herzliche Einladung zum Treffen in Lunestedt	19

KIRCHLICHE NACHRICHTEN

Neues aus Bessarabien.....	20
----------------------------	----

DOBRUDSCHADEUTSCHE

DNA-Familienforschung.....	21
----------------------------	----

LESERBRIEFE

Die Umsiedlung in den Leserbriefen	22
Heidi Roßkopf: Die freiwillige Auswanderung.....	23

BUCHVORSTELLUNG

„Einer aus unserem Dorf“ von Artur Bender.....	23
--	----

SPENDEN	25
----------------------	----

FAMILIENANZEIGEN	27
-------------------------------	----

IMPRESSUM	28
------------------------	----

TERMINE 2018

06.-08.04.2018	Seminar Das Schicksal der Dobrudschadeutschen, Kloster Schöntal
07.04.2018	Begegnungstag der Klöstitzer Heimatgemeinde, Herzberg-Pöhlde am Südharz
14.04.2018	Kochtreff Bessarabische Küche, Leonberg
18.04.2018	Bessarabischer Klönschnack, 18 Uhr, Isenbütteler Hof, Hauptstr. 3, 38550 Isenbüttel
21.04.2018	Hauptversammlung KV Backnang, Gaststätte Traube Großaspach
28.04.2018	Treffen in Lunestedt, 11 Uhr Gaststätte „Zur Deutschen Eiche“ Westerbeerstedter Straße 88, 27616 Lunestedt
29.04.2018	Kaffeemittag KV Heilbronn, 14 Uhr Kleintierzüchterheim Brackenheim-Botenheim, Michaelsberger Weg
06.05.2018	„Tag der Begegnung“, Veranstaltungszentrum „Viehhalle Güstrow“
06.05.2018	6. Bessarabische Zusammenkunft in Berlin, 13 bis 16 Uhr, Kulturhaus Karlshorst, Treskowallee 112, 13018 Berlin
26.05.2018	Dobrudschatreffen in Freyburg/Unstrut
24.06.2018	Bundestreffen Forum Ludwigsburg
Anfang Juli 2018	KV Backnang Ausflug
16.08.2018	Verdener Stammtisch mit Hauskonzert, Einlass 18:30 Uhr, Niedersachsenhof Verden
18.08.2018	Ostgottesdienst, 15 Uhr, Bonhoeffer-Kirche, Mühlenberger Markt 5, Hannover
09.09.2018	Treffen in der Mansfelder Region
06.10.2018	Kulturtag im Haus der Bessarabiendeutschen in Stuttgart
13.10.2018	KV Backnang Kaffeetreffen Gemeindehaus Großaspach
31.10.2018	Herbsttreffen in Todendorf
02.-04.11.2018	Herbsttreffen in Bad Sachsa
26.11.2018	KV Backnang Besen Mühle Großaspach
07.-09.12.2018	Seminar in Bad Kissingen, Heiligenhof
08.12.2018	Ostgottesdienst, 15 Uhr, Bonhoeffer-Kirche, Mühlenberger Markt 5, Hannover

Die Geschäftszeiten des Bessarabiendeutschen Vereins

Hauptgeschäftsstelle in Stuttgart:

Mo – Fr: 10.00 – 12.15 Uhr und 13.15 – 17.00 Uhr
Tel. 0711/440077-0, Fax 0711/440077-20

Öffnungszeiten des Heimatmuseums:

Montag bis Freitag, jeweils 10.00 – 17.00 Uhr,
an Wochenenden für Gruppen nach
telefonischer Vereinbarung

Wir freuen uns über Einsendungen unserer Leser,
Artikel ebenso wie Leserbriefe. Leserbriefe geben die
Meinung der Leser wieder, nicht die der Redaktion.
Kürzungen müssen wir uns vorbehalten.
Ein Anspruch auf Veröffentlichung besteht nicht.

IHRE REDAKTION.

Die nächste Ausgabe des Mitteilungsblattes
erscheint am 3. Mai 2018

Redaktionsschluss für die Mai-Ausgabe
ist am 15. April 2018

Redaktion der April-Ausgabe: Norbert Heuer
Redaktion der Mai-Ausgabe: Norbert Heuer

Im Auftrag des Bessarabiendeutschen Vereins e. V.

43. Bundestreffen am 24. Juni 2018 im Kongresszentrum Forum in Ludwigsburg

Liebe Mitglieder und Freunde unseres Vereins, heute möchte ich Sie sehr herzlich zu unserem Bundestreffen einladen.

Die Veranstaltung wird wieder um 10.00 Uhr beginnen.

Im Festausschuss für das Bundestreffen sind wir dabei, die Veranstaltung wieder gut vorzubereiten und ein interessantes Programm zusammen zu stellen. Mit dem Thema:

»Unsere alte Heimat am Schwarzen Meer – heute«

wollen wir uns mehr mit der aktuellen Situation unserer alten Heimat beschäftigen.



Hartmut Koschyk, er wird die Festansprache bei unserem 43. Bundestreffen halten.

*Günther Vossler
Im Auftrag des Festausschusses*

Als Festredner konnten wir Hartmut Koschyk gewinnen. Darüber freuen wir uns sehr. Hartmut Koschyk war bis 2017 Mitglied des Deutschen Bundestages und von 2014 bis 2017 Beauftragter der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten. In dieser Funktion hat er auch Bessarabien, die Republik Moldau und die Ukraine besucht. Hartmut Koschyk ist ein hervorragender Kenner der politischen Verhältnisse beider Länder. Auf seinen Vortrag können wir sehr gespannt sein.

Für die Redaktion der Festschrift zum 43. Bundestreffen haben sich wieder Egon Sprecher und seine Frau Helga bereit erklärt. Darüber freuen wir uns.

Liebe Mitglieder und Freunde unseres Vereins, heute möchte ich Sie sehr herzlich zum Bundestreffen einladen. Die Veranstaltung wird wieder um 10.00 Uhr beginnen. Wir freuen uns auf die Begegnung mit Ihnen.

Dank an Dr. h.c. Edwin Kelm für eine großzügige Spende an den Bessarabiendeutschen Verein e.V.

Im November 2017 lud Dr. h.c. Edwin Kelm einige Freunde und Bekannte zu einem besonderen Geburtstagsessen ein. Dabei ging es nicht um seinen eigenen Geburtstag, sondern um den Geburtstag seiner langjährigen Helferin Lore Netzsch und „seinen Jungen“ Valerij Skripnik. Beide sind am gleichen Tag im November geboren worden. Und mit ihnen feierte er nun diesen Geburtstag.



Dr. h.c. Edwin Kelm bei der 200 Jahr-Feier in Arzis 2016 auf dem Friedhof bei der Andacht, ehe der Festakt beginnt

Edwin Kelm hat als Bundesvorsitzender die Arbeit der Landsmannschaft der Deutschen aus Bessarabien 22 Jahre lang stark geprägt. Es war vor allem seine Initiative, nach der politischen Wende in Osteuropa eine „Brücke“ nach Bessarabien zu bauen. Dadurch konnten viele tausend Bessarabiendeutsche und ihre Nachfahren nach Bessarabien reisen. Sie konnten die ehemaligen deutschen Dörfer in der Republik Moldau und in der Südukraine besuchen und viele Beziehungen zu den heute dort lebenden Menschen aufbauen. Aus den damaligen Besuchen hat sich die bis heute aktive Bessarabienhilfe entwickelt, die im Besonderen auch auf die Initiative von Edwin Kelm zurückzuführen ist.

Als Edwin Kelm nicht mehr für das Amt des Bundesvorsitzenden kandidierte, wurde er zum Ehrenbundesvorsitzenden des Bessarabiendeutschen Vereins gewählt. Er fühlt sich bis heute mit unserem Verein eng verbunden.

Daher auch das Geburtstagsessen, zu dem er eingeladen hatte.

Eigentlich hätten nun die Jubilare Lore und Valerij erwarten können, ein Geburtstagsgeschenk überreicht zu bekommen. Nein, es kam ganz anders. Denn, unter den Gästen des Geburtstagsessens waren auch Edwin Kelms Nachfolger als Bundesvorsitzender, Ingo Rüdiger Isert und seine Frau Erika. Edwin Kelm hatte schon immer eine starke Beziehung zum Heimatmuseum, und so kam es, dass an diesem Abend nicht die ‚Geburtstagskinder‘ beschenkt wurden, sondern das Heimatmuseum des Bessarabiendeutschen Vereins. Edwin Kelm überreichte Ingo Rüdiger Isert an diesem Abend einen Scheck in Höhe von € 10.000,00.

Wir, der Bessarabiendeutsche Verein, danken von ganzem Herzen für diese großzügige Spende. Im Team des Heimatmuseums wurden schon ganz konkrete Überlegungen für die Verwendung des Geldes angestellt. Aber darüber wird dann zu einem späteren Zeitpunkt Ingo Rüdiger Isert berichten.

*Günther Vossler
Bundesvorsitzender*

Bessarabienhilfe

Reise vom 21. bis 29. Oktober 2017

INGO RÜDIGER ISERT

Samstag, 21.10.2017

Am Nachmittag holte mich Wladimir Andronachi am Flughafen in Kischinew ab und quartierte mich im Hotel „Komilfo“ ein. Der Name ist vom Französischen „Comme il faut“ (= wie es sein muss) abgeleitet und das Hotel erfüllt diesen Anspruch. Wladimir Andronachi, Dolmetscher und gleichzeitig bestens bewandertes Fremdenführer, zeigte mir zunächst einige Sehenswürdigkeiten, eine Kirche der Altgläubigen und eine armenische Kirche und dann trafen wir uns am Abend mit Olga Scerbinina. Sie war Deutsch-Dozentin an einer Universität in Kischinew und übersetzt für den Verein das Buch „Tarutino“ von Wladimir Kubjakin ins Deutsche. Die Arbeit ist weit fortgeschritten. Siegfried Trautwein unterstützt diese Arbeit mit einer weiteren Spende, die ich gerne weitergab.

Sonntag, 22.10.2017

Am Sonntagmorgen nahm ich teil am Gottesdienst der ev.-luth. Kirche St. Nikolai, den Pfarrer Valentin Dragan hielt. Es ist eine kleine Gemeinde, doch der Raum war gut gefüllt. Nach dem Gottesdienst, der regelmäßig auch das Abendmahl einschließt, besprachen wir weitere Maßnahmen für die Kirche. Pfarrer Dragan schmerzt es am meisten, dass weder die ev. Kirchen in Deutschland noch der Lutherische Weltbund ihn wahrnehmen. Ich besichtigte die bisher durchgeführten Arbeiten: die völlige Renovierung des Kirchenraums und des sanitären Bereichs. Es ist eine gute Arbeit geleistet worden, die Fotos sprechen eine deutliche Sprache. Daher erhält die Kirchengemeinde weitere 1.500 € für die Instandsetzung des sehr beschädigten Eingangs- und Treppbereichs. Weiterhin ist wieder eine Weihnachtsaktion geplant, in der 150

Personen je ein Lebensmittelpaket im Wert von 10 € erhalten. Das ist bei der Not der Menschen im Lande eine willkommene Unterstützung.

Am Nachmittag fuhren wir – mit Igor als Fahrer – nach Comrat, der Hauptstadt der Region Gagausien. Da wir zeitlich früh dran waren, schlug Wladimir Andronachi vor, das Museum im nahen Avdarma zu besichtigen. Diesen Tipp habe er bei einer Reise in Südtirol erhalten! Und das wurde zu einem geschichtlichen Erlebnis! Näheres siehe nebenstehenden Bericht.

Montag, 23.10.2017

Am Vormittag stand Sofiewka auf dem Programm. In Albota meldeten wir uns bei Bürgermeister Dimitri Botschkowar und fuhren mit ihm in die Schule in Sofiewka. Das Schulgebäude habe ich bereits im Mitteilungsblatt (Dez. 2017, S. 13) genauer beschrieben. Erstaunlich, wie schnell die Schuldirektorin Aljona Botschkowar die Spende von Artur Keller umgesetzt hatte. Im sogenannten kleinen Sportraum waren bereits die Heizkörper montiert, ein neuer Fußboden verlegt und eine neue Eingangstür eingesetzt worden. Schrecklich sahen die Fenster aus. Glücklicherweise hat mir Artur Keller für diesen Raum weitere 1.000 € überwiesen, die ich der Schuldirektorin aushändigte. Die Direktorin kämpft um den Erhalt der Schule, die bei einem guten Zustand gute Erfolgsaussichten hat, bestehen zu können.

Auch der Kindergarten unter der Leitung von Elena Sarsaman hat blitzschnell reagiert und die im September erhaltenen 2.000 € (von Dr. Elvire Eberhardt-Necker und Artur Keller) in Materialien (Heizkörper, Rohrleitungen und Gasbrenner) umgesetzt und den vorgesehenen Heizraum baulich vorbereitet. Begeistert hielt ich diesen Baufortschritt in Bildern fest. Um sicherzugehen, dass nicht durch ei-

nen finanziellen Fehlbetrag das Objekt zum Stocken kommt und nicht vor Einbruch des Winters fertig gestellt wird, übergab ich noch einen Betrag von zwei Sofiewkaer Nachkommen (Ralf Ohlhäusen und Wolfgang Lutz). Einen Tag vor Weihnachten erhielt ich die Nachricht, dass die Heizungsanlage am 20.12.2017 in Betrieb genommen wurde.

Am Nachmittag fuhren wir nach Wischniowka. Dort trafen wir die Bürgermeisterin Olga Pac und gingen mit ihr zum Kindergarten. Die Leiterin Swetlana Topal erhielt 350 € für Renovierungsarbeiten. Dann wurde uns der Friedhof gezeigt. Dort hat die Bürgermeisterin alle gut erhaltenen Grabsteine aus deutscher Zeit jeweils auf eine stabile Betonplatte und alle in eine Reihe gestellt. Das sieht sehr ordentlich aus und zeigt den Willen, die Zeit vor 1940 auch präsent werden zu lassen. Wir übernachteten nochmals in Comrat.

Dienstag, 24.10.2017

Am Morgen fuhren wir von Comrat über die Grenzstation Basarabeasca in die Ukraine. Sofort hinter der Grenzstation bogen wir von der Straße nach Norden ab und folgten einem Feldweg, immer dicht an der Grenze entlang. Schließlich erreichten wir über Kolatschowka unser Ziel Kuruschka und Peterstal, die eine Gemeinde bilden. Wir hielten vor der Schule. Es war kurz vor 12 Uhr, und obgleich noch Unterrichtszeit war, erhielt die Deutschlehrerin Elena Barbova frei und ging mit uns zum Kulturhaus, für das größere Investitionen über die Bessarabienhilfe getätigt worden waren. Der Leiter des Kulturhauses Sergej Digor war schon zur Stelle und zeigte, was alles gemacht worden ist. Über den neu verlegten Holzboden ist schon berichtet worden. In dem ursprünglich überhöhen Raum ist eine

Pastor Valentin Dragan beim Gottesdienst. Der Kirchenraum (Fußboden, Wände und Decke) ist völlig neu hergerichtet.

Weihnachtsaktion 2017 der ev.-luth. Kirche in Kischinew: 150 Personen erhalten eine Einkaufstüte mit Lebensmitteln u.a. für 10 €.

Die Heizungsanlage im Kindergarten Sofiewka

Der kleine Sportraum in der Schule Sofiewka. Ein neuer Fußboden ist ausgelegt und eine neue Eingangstür eingesetzt worden. Die Fenster müssen noch erneuert werden.





Neue Heizkörper im Kindergarten Sofiewka



Friedhof in Wischniowka: Grabsteine aus deutscher Zeit sind in einer Reihe aufgestellt



Der Tanzsaal im Kulturhaus Peterstal: Abgehängte Decke, Heizkörper an den Wänden, in der Ecke steht die Deutschlehrerin Elena Borbova im Wintermantel, weil es draußen so kalt war.

neue Decke wesentlich tiefer eingezogen worden, um die Wärme weiter unten im Raum zu halten. Mehrere Heizkörper befinden sich jetzt an den Wänden, der große Raum war angenehm warm. Sergej Digor erzählte schmunzelnd, dass die Mädchen, wenn sie zu den Tanzkursen kommen, sich erst einmal an den Heizkörpern wärmen, denn solch einen „Luxus“ haben sie zu Hause nicht. Dann zeigte er im Nebenraum noch das neue Heizaggregat. Für Prämien in den Deutschklassen und um Trachten für Schülerauftritte herzustellen, wurden 400 € übergeben.

Am späten Nachmittag fahren wir nach Tarutino ins „Bessarabien-Haus“ von Swetlana Kruk. Dort endete die sehr angenehme Zeit mit Wladimir Andronachi und Fahrer Igor. Beiden ein herzlicher Dank! Sie machten sich sogleich auf den Heimweg nach Kischinew.

Mittwoch, 25.10.2017

Am Morgen hatte sich Leonid Skripnik aus Akkerman als Dolmetscher und Fahrer für die weitere Reise in der Ukraine eingefunden. In Alt-Posttal besuchten wir zuerst Peter Gerbali, den Direktor der Schule und gingen mit ihm zum Kindergarten, zur Leiterin Galina Gutkan. In Alt-Posttal gibt es z.Z. 71 Schüler und 26 Kindergartenkinder. Die Zahlen nehmen jedes Jahr leicht zu. Die 400 €, die ich übergeben konnte, sollte dieses Mal ausschließlich dem Kindergarten zukommen. Der Wünsche waren ein Computer, ein Drucker und Vorhänge (Store) für die

Fenster. Am 9. Februar 2018 erhielt ich eine E-Mail mit den Belegen und Fotos der gekauften Gegenstände. Wie sich herausstellte, hatte das Geld sogar noch für Möbel gereicht.

Auf einem Foto sieht man Kindergartenkinder, jedes hält einem Karton mit einem großen Buchstaben in den Händen, die zusammen das Wort СПАСИБО (= Danke) ergeben. Die Buchstaben wurden wohl mit dem neuen Computer und dem Drucker hergestellt. Rechts und links steht noch ein Kind, das mit der Hand winkt. Die „Bessarabienhilfe“ ist gut angekommen!

Gleich darauf fahren wir weiter in das benachbarte Wittenberg. Dort empfing uns die Schuldirektorin Galina Reul. Es gibt dort 50 Schüler und 23 Kindergartenkinder. Die Anzahl bleibt etwa gleich. Die Bevölkerung arbeitet in der Landwirtschaft, die Erde ist gut und ergiebig. Nach Tarutino geht niemand zur Arbeit, der Weg dorthin ist einfach zu schlecht. In Wittenberg lebt eine deutsche Familie mit 6 Kindern, die aus religiösen Gründen von Deutschland in diese abgelegene Gegend zog. Drei ihrer Kinder, die in Wittenberg die Schule beendet haben, studieren jetzt in Deutschland. Im Rahmen eines vom Bessarabiendeutschen Verein angestoßenen Projekt wohnte eine Gruppe von 2 deutschen Schüler und 5 Studenten aus Odessa eine Woche lang in Wittenberg und lernten gemeinsam Wittenbergs Geschichte und das heutige Leben in diesem Ort kennen.

Donnerstag, 26.10.2017

Das Programm für diesen Tag führte uns auf abenteuerlichen Wegen (meist Feldwege ohne Wegweiser) in den Norden kurz vor der Grenze zur Republik Moldau. Neu-Tarutino hieß unser Ziel. Der Bürgermeister Juri Bakoroglo, die Schuldirektorin Albina Schukowskaja, die Geschichtslehrerin Tatjana Wastschuk und Valentina Bakoroglo (Bibliothek) erwarteten uns und führten uns durch Schule und Kindergarten. Über das Alter von Neu-Tarutino wurde mit der Geschichtslehrerin kräftig diskutiert. Das dort genannte Gründungsjahr 1838 ist nach den Unterlagen in unserem Heimatmuseum viel zu früh. Neu-Tarutino hat 600 Einwohner, 90% arbeiten in Agrofirmen (früher Kolchose), 7 % sind selbstständig und haben eine kleine Wirtschaft. Neu-Tarutino hat 131 Schüler, die in 2 Schichten essen, die 34 Kinder des Kindergartens haben eine eigene Kantine. Gezeigt wurde der Elektroherd, der mit dem Geld vom letzten Besuch gekauft wurde. Auf Wunsch der Schule sollen dieses Mal aus den Mittel der Bessarabienhilfe (500 €) Tische und Stühle für die Schulkantine angeschafft werden. Am Nachmittag machten wir uns auf den langen Weg in den Süden Bessarabiens, nach Tatarbunar. Dort saßen wir am Abend zusammen mit dem „alten“ Bürgermeister Michael Gusarenko und dem „neuen“ Bürgermeister Andrej Gluschenko. Für die dortige Musikgruppe wurde für Trachten und Instrumente 300 € übergeben.

Die neue Gasheizung im Kulturhaus Peterstal



Empfang vor dem Museum in Eigenfeld.



Kindergarten in Alt-Posttal: Die Kinder halten in den Händen Blätter mit Buchstaben, die zusammen das Wort СПАСИБО (= Danke) ergeben.





*Gesang- und Tanzeinlagen
im Museum Eigenfeld*



*Lena und Sergej Derewentsch
mit Sohn in Akkerman*



*Die Historikerin Dr. Elvire Plesskaja-
Sebold in Odessa nimmt den Forschungs-
auftrag an*

Freitag, 27.10.2017

Am frühen Morgen besichtigten wir die vielen positiven Veränderungen im Stadtbild Tatarbunars und fuhren dann wiederum nach Norden, nach Gnadenfeld und Eigenfeld. Solch einen Empfang wie vor dem Museum in Eigenfeld habe ich auf den vielen Reisen für die Bessarabienshilfe noch nicht erlebt. Swetlana Sinjuk, die Museumsleiterin, hatte mehrere Schülerinnen engagiert, die das obligatorische Brot und Salz zur Begrüßung anboten, dann aber Gedichte vortrugen und Texte



*Die Museumsleiterin Swetlana Sinjuk und
fünf Blumensträuße*

verlesen, denen schließlich eine Flut von Blumensträußen folgten. Als wir schließlich das Museumsgebäude betraten, da ging es weiter: Von den Schülerinnen wurden Tänze, Lieder und Prosa abwechselnd über eine halbe Stunde dargeboten. Es war einmalig. Dann ging es zur gegenüberliegenden Schule. Hier wurden 350 € über die Bessarabienshilfe und 1.000 € als private Spende von Alwin Hoffmann, USA, entsprechend den Absprachen für das Museum, für die Bibliothek, für die Schule und manche Individualhilfe ausbezahlt und quittiert. Zur Übernachtung fuhren wir weiter nach Akkerman.

Samstag, 28.10.2017

Am Vormittag besuchten wir Lena und Sergej Derewentsch in Akkerman. Sergej hatte durch einen Arbeitsunfall beide Arme verloren. Ihr Sohn ist ein netter und aufgeweckter Schüler. Über ein Depot, das ich in Akkerman eingerichtet habe, erhält die Familie von der Bessarabienshilfe einen monatlichen Betrag von 100 €. Das ist ein Mehrfaches von dem, was von staatlicher Seite an die Familie ausbezahlt wird. Dank einer Sonderspende konnte der Familie an diesem Tag 500 € überreicht werden. Lena Derewentsch hat sogleich ein Dankeschreiben an die Spenderin aufgesetzt.

Der Nachmittag war kalt und regnerisch. Einladungen der Eltern Skripnik und des Sohnes Valerij Skripnik nahm ich gerne an. Zwischen den beiden Einladungen war gerade noch Zeit, um einen angenommenen Auftrag in Schabo zu erledigen.

Sonntag, 29.10.2017

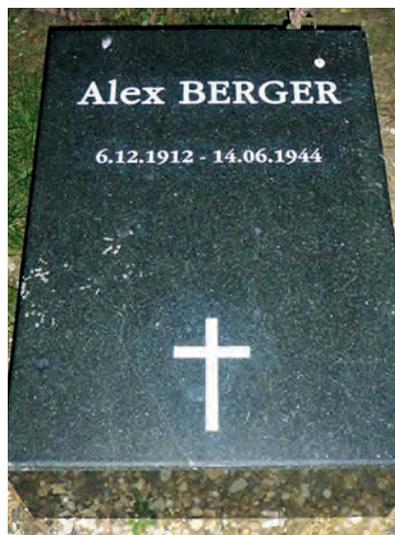
Am Vormittag verließen wir Akkerman und kurze Zeit später auch die Region Bessarabien. Wir waren auf dem Weg nach Odessa. In Odessa hatte ich einen Termin vereinbart mit der Historikerin Dr. Plesskaja. Sie hat über die Deutschen in Odessa und Umgebung geforscht und mehrere Arbeiten bzw. Bücher darüber publiziert. Einen Forschungsauftrag aus Kanada besprach ich mit ihr und ich war froh, dass sie den Auftrag annahm, im Staatsarchiv Odessa und auch in Bessarabien zu forschen. Ein kräftiger Händedruck bekräftigte die Abmachung. Nun war die Zeit gekommen, zum Flughafen zu fahren. Mit Geduld übersteht man manche Hindernisse, aber noch besser ist es, wenn gute Beziehungen weiterhelfen, so wie Leonid Skripnik sie gekonnt einzusetzen wusste. Herzlich verabschiedete ich mich von ihm. Noch vor Mitternacht war ich zu Hause.

Das Gagausen-Museum in Avdarma

INGO RÜDIGER ISERT

Avdarma liegt etwa 15 km von der gagausischen Hauptstadt Comrat entfernt. Unser Reiseführer Wladimir Andronachi steuerte sofort das Museum an. Das Museum, ein Neubau, ist sehr gut strukturiert und schön gestaltet und vermittelt mit den zahlreichen Informationstafeln einen guten Einblick in die Geschichte des Dorfes. Äußerst kenntnisreich und ausführlich schilderte der Leiter des Museums Feodor Iwanowitsch Marinowo mit nicht nachlassender Begeisterung die Geschichte des Ortes Avdarma. Obgleich noch ein anderes Besucherpaar sich der Führung angeschlossen hatte, wandte er mir seine ganze Aufmerksamkeit zu, nachdem er von Wladimir Andronachi erfahren hatte, dass ich bis vor Kurzem ein bessarabiendeutsches Museum leitete.

Im Jahr 1563 gründeten Tataren vom Stamm (Horde) der Nogaier in der Nähe des heutigen Dorfes eine Siedlung mit dem Namen Avdarma, was Jagdhof bedeutet. Im Jahr 1811,



noch während des russisch-türkischen Krieges (1806-1812) wurden die Nogaier umgesiedelt, da sie als Vasallen der Türken galten. Dafür kamen 19 Gagausenfamilien mit insgesamt 98 Personen aus der Süddobrudscha bzw. dem heutigen Bulgarien in diese Gegend. Etliche Marmortafeln nennen namentlich die Einwanderer mit Jahreszahl. Darunter war die Familie Kasmaly. Nachkommen dieser Familie, die Brüder Dimitri, Ignat und Ilja, leben heute in Transnistrien und erweisen sich als große Förderer ihres Heimatortes Avdarma.

Im Jahr 2011 war das 200-jährige Jubiläum des Ortes und gleichzeitig die Rückbesinnung auf seine Geschichte:

Bis 1819 besaßen die Gagausen keinen Kolonistenstatus.

Auf Erlass des Zaren erhalten die Gagausenfamilien 1819 den Kolonistenstatus und die Familien der ersten Einwanderungswelle 60 Desjatinen Land.

1871/1873 wird der Kolonistenstatus aufgehoben und die Gagausen werden den russischen Bürgern gleichgestellt. Nach Aussage des Museumsleiters Marinowo

müssen sie jetzt für das Land, das nun ihr persönliches Eigentum wird, bezahlen. Wer den Preis nicht aufbrachte, wurde landlos. Es geschah eine Aufspaltung in reich und arm.

Im Vorgarten des Museums sind in einer Reihe Gedenksteine gelegt, die die Namen der gagausischen Einwanderer mit Jahreszahlen enthalten. Außergewöhnlich ist, dass in gleicher Ausführung zwei Gedenksteine mit deutscher Inschrift angefertigt wurden, die an zwei deutsche Soldaten erinnern. Eine Inschrift im Innern des Museums bringt für den einen Gedenkstein die Erklärung: „In Gedenken an den Gefreiten Alexander Berger, der am 17. Mai 1944 in Avdarma eine Rede hielt für den Frieden und die Beendigung des Krieges. Er wurde vom Kriegsgericht der deutschen Armee zum Tode verurteilt. Dieses wurde am 14. Juni 1944 in Avdarma vollstreckt.“

Im Jahre 1944 gab es noch größere Rückzugsgefechte in Bessarabien und deutsche Truppen waren auch in Avdarma stationiert. Der Museumsleiter erzählte, nach Berichten der Bewohner haben drei Män-

ner in schwarzer Uniform Alexander Berger erschossen. Vor vielen Jahren kamen zwei junge Österreicher mit Fahrrad in das Dorf und wollten über das Schicksal ihres Vaters mehr erfahren. Die Dorfbewohner konnten den beiden die Stelle zeigen, wo ihr Vater begraben worden war.

Dann wandte sich der Museumsleiter wieder den Kasmaly-Brüdern zu. Insbesondere Ilja Kasmaly ist der übergroße Mäzen. Aus der langen Liste seiner Wohltaten seien genannt:

- Alle Schüler in den höheren Klassen erhalten ein Notebook
- Studenten erhalten einen monatlichen Zuschuss von 100 US\$
- Rentner erhalten Naturalien (Holz, Kohle, Weizen usw.)
- Gemeindeeigene Gebäude, darunter auch das Museum, werden finanziert.

Zum Abschied schenkte uns der Museumsleiter ein großes Buch mit Widmung über das Dorf Avdarma und das Museum. Das Buch ist jetzt in der Bibliothek des Heimatmuseums zu finden.

Aus unseren Reihen: Michael Jabs

BRIGITTE BORNEMANN



Michael Jabs traf ich zum ersten Mal im April 2016 beim Bessaraber-treffen in Lunestedt. Dort wurde er mir von Waldemar Bunk vorgestellt mit den Worten „Ein neues Gesicht: ein

junger Leipziger“. Seitdem hat Michael Jabs sich mit dem Bessarabiendeutschen Verein schon etwas vertraut gemacht und „Blut geleckt“. Er ist einer von der jungen Generation, die wir in unseren Reihen brauchen.

Michael Jabs wurde am 24.04.1971 in Elmshorn in Schleswig-Holstein geboren. Seine Eltern sind Hildegard (1943) und Ernst Jabs (1941). Nach der Realschule und einer Ausbildung zum Kreisassistenten erwarb er die Fachhochschulreife. Er absolvierte ein Studium zum Diplom-Verwaltungswirt an der Fachhochschule für Öffentliche Verwaltung in Hamburg. Eine einjährige EDV-Weiterbildung schloss sich an. Es folgten EDV-Projekte, u.a. die Mitarbeit an der Einführung einer Personalinformations- und -abrechnungssoftware. Zurzeit ist er beim IT-Dienstleister Dataport beschäftigt, der die Länder Hamburg, Schleswig-Holstein, Bremen u. w. versorgt.

Seinen Bezug zu Bessarabien hat Michael Jabs durch seine Großeltern. Sein Großvater Eduard Jabs, geboren 1912 in Leipzig, dessen erste Frau Emma Vossler, geboren 1911 in Karudjike/Sibirien (später nach Wittenberg gezogen) und seine Oma, Adeline Jabs, geboren 1930 in Leipzig. Sein Vater Ernst ist am 09.12.1941 in Lissa im Warthegau geboren. Die Oma sprach zu Hause wenig über Bessarabien. Zu schlecht müssen die Erinnerungen an Armut, Umsiedlung und Flucht aus Polen gewesen sein. Der Opa redete viel über Bessarabien, über die vergangene Zeit. Leider war Michael noch zu jung, als der Opa 1979 verstarb, um zu begreifen, um was es sich bei Bessarabien handelt.

Lange Zeit blieb Bessarabien im Dunkeln. Dann verstarb 2014 die Schwester der Oma. In Ihrem Nachlass fanden sich viele alte Bilder, auch etliche Mitteilungsblätter und das Heimatbuch von Leipzig. Hier fanden sich viele bekannte Namen von Verwandten. Das Interesse an der Familienforschung wuchs stetig. Und so wurde 2015 beschlossen, Bessarabien zu besuchen. Für das erste Mal wurde eine Gruppenreise geplant. Diese Reise war zwar schön, allerdings bot sich für die Heimatdörfer der Familie nur sehr wenig Zeit. Dafür wurden Freundschaften geschlossen. Schon während der Reise stand fest, dass eine weitere Reise nach Bessarabien folgen musste, dieses Mal mit mehr Zeit für die Familiendörfer. Die zweite Reise fand im April 2017 statt, ein Bericht hierzu wurde im Mitteilungsblatt veröf-

fentlicht. Für dieses Jahr ist wieder eine Reise geplant.

Über die Mitteilungsblätter stieß Michael auch auf die Homepage des Vereins und auf das Heimathaus in Stuttgart. Ein berufliches Seminar in Stuttgart wurde benutzt, um das Heimatmuseum zu besuchen. Die ersten Vereinstreffen wurden besucht. Die Arbeit hat ihm sehr gut gefallen, so dass er schnell Mitglied im Verein und Bezieher des Mitteilungsblattes geworden ist.

Michael schätzt die Vereinsarbeit sehr, er sagt: „Für einen ehrenamtlichen Verein leistet der Verein herausragendes in vielen Bereichen. Es ist auch immer wieder spannend, Berichte und Informationen von Mitgliedern zu hören, die in Bessarabien geboren worden sind.“ Er interessiert sich für die damalige und die heutige Landwirtschaft, wie die Menschen dort gelebt haben und was sie von dort mit nach Deutschland gebracht haben. Er möchte gerne in seiner Gegend um Glückstadt herum ein Treffen veranstalten. In dem gesamten Umkreis und auch in seinem Heimatdorf Herzhorn sind nach dem Krieg viele Bessarabier zugezogen und haben hier ihr neues Zuhause gefunden. Michaels aktuelle Idee ist es, für den dortigen Chronik- und Heimatverein einen Artikel zu schreiben, in dem den jetzigen Dorfbewohnern und auch Nachfahren gezeigt wird, was Bessarabien ist, und wie die Menschen von dort nach Herzhorn gekommen sind.

Wir freuen uns darauf, bald wieder von Michael Jabs zu hören.

Schon mal vormerken

am Samstag, den 06.10.2018 ab 10:00 Uhr findet der diesjährige
KULTURTAG IN STUTTGART im Heimathaus statt.

Ostern in Bessarabien

Original-Rezept von Kulitsch oder Paßcha und einige Oster-Bräuche im alten Russland

BALDUR HÖLLWARTH

Auf dem Hofe meiner Großmutter im zaristischen Russland mussten für Ostern verschiedene Vorbereitungen getroffen werden, um den Gepflogenheiten des Landes gerecht zu werden.

Es kamen sehr viele Leute ins Haus, die der Landessitte gemäß bedacht werden mussten.

Dazu mussten Ostereier in größerer Menge gefärbt werden. Meiner Mutter oblag diese Aufgabe. Sie sollte 200 bis 250 Eier vorbereiten. Dabei ging sie schon einmal an die Obergrenze dieser Vorgabe. Und damit es auch sicher reichte, legte sie noch 20 bis 30 Eier dazu. Für die Eier, die nicht im Zwiebelchalensud gefärbt wurden, rührte sie die Farbe in Eimern an und färbte darin die bunten Eier. Nach ukrainischer Sitte wurde auf Tellern Gerste oder Weizen dicht angesät und bunte Ostereier rund um die jungen Halme gelegt.

Das wichtigste Gebäck zu Ostern war ohne Zweifel der Kulitsch, in dieser Gegend auch Paßcha genannt. Da man im-

mer eine große Eier ist das alte Original-Rezept:

1 Pud (16 kg)	Mehl
300 bis 400	Eigelb
4 kg	Butter
4 kg	Zucker
3 Quart (4 l)	Milch
400 g	Bierhefe
2 Stangen	Vanille

Es folgt dann die genaue Beschreibung über das Anrichten des Teiges und des Backvorganges. Auf größte Ruhe wurde besonderer Wert gelegt. Ein kräftiges Zuschlagen der Türen hätte den Teig zusammensitzen lassen und die Paßcha wäre dahin gewesen.

Gebacken wurde die Paßcha in Eimern oder sonstigen sehr hohen Formen, die nur halb gefüllt werden durften. Der Teig ging beim Backen nochmals stark auf und sollte über den Rand der Form quellen und eine schöne Haube bilden.

Zum Essen schnitt man die Haube der Paßcha ab und trennte dann Scheibe für Scheibe waagrecht ab. Danach wurde die Haube immer wieder draufgesetzt.

Die Russen brachten ihre Speisen und auch die Paßcha in der Osternacht in die Kirche, wo sie der Pope segnete. Danach wurde ausgiebig getafelt, was nach der langen Fastenzeit besonders gut mundete. Am nächsten Morgen waren alle Arztpraxen und Krankenhäuser mit der Behandlung von Übelkeiten und Koliken bis hin zu Darmverschlingungen voll beschäftigt.

Von den vierhundert Eigelb blieben logischerweise auch vierhundert Eiweiß übrig. Davon gab es dann im Hause meiner Großmutter tage-, fast wochenlang 'Spiegeleier', die dort 'Ochsenaugen' genannt wurden, jedoch ohne 'Augen' oder Eiweiß gebraten mit gehacktem Schnittlauch und was die Phantasie der Köchin noch alles erfand. Am Schluss hatten sie so genug von dem Zeug, dass sie die Reste in das Waschwasser zum Bodenputzen mischten damit das Parkett schöner glänzte.

Im Nachhinein hat meine Mutter darüber ein sehr schlechtes Gewissen gehabt, weil man so nicht mit dem Essen umgehen dürfe. Zur Strafe hätten wir nach dem Krieg so viel hungern müssen.

Ukrainische Osterbräuche: Pysanky

Ostereier mit symbolischen Mustern zu verzieren und zu verschenken ist ein sehr alter und weit verbreiteter Brauch heidnischen Ursprungs, der später mit dem christlichen Osterfest verbunden wurde. Insbesondere in der Ukraine ist das Verzieren mit der Technik der Wachsbatik verbreitet. „Pysanky“ heißen die derart hergestellten Kunstwerke.

In Kolomyja, einer westukrainische Stadt am linken Ufer des Pruth gibt es seit 2000 ein Pysanky-Museum mit mehr als 10.000 Exponaten. Hier lassen sich die regionalen Unterschiede besonders gut vergleichen. Man betritt es durch das z.Z. mit 14 m Höhe, größte Pysanka der Welt.



Foto: AMartiniovk, Sept. 2013, wikipedia

Vor hundertfünfzehn Jahren: Das Pogrom von Kischinew

ARNULF BAUMANN

Unter Juden hat der Name der früheren Hauptstadt Bessarabiens, Kischinew, keinen guten Klang. Das hängt zusammen mit einem schrecklichen Pogrom, das sich vor hundertfünfzehn Jahren in Kischinew zugetragen hat. Weil dieses Ereignis bis heute im jüdischen Bewusstsein sehr präsent ist, bei den Bessarabiendeutschen aber weder damals noch später stärker ins Bewusstsein gedrungen ist, soll es hier einmal ausführlicher behandelt werden. Vor vielen Jahren habe ich im Diasporamuseum (Bet hatfuzot) in Tel Aviv, das über die Juden in vielen Ländern der Welt informiert, den düsteren Klang des Namens Kischinew unmittelbar erlebt. Dort war als besondere neue Attraktion ein Computer aufgestellt, durch den man Informationen über jeden Ort der Welt, an dem einmal Juden gelebt hatten, erhalten konnte. Ich gab „Kischinew“ ein und bekam prompt einen längeren Text ausgedruckt, der vor allem das Pogrom vom 6./7. April 1903 zum Thema hatte, das als Vorbote weit schlimmerer Schrecken gewertet wurde, die noch kommen sollten. Was war damals geschehen? Wie war es dazu gekommen?

Vorgeschichte

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde das ganze Russische Reich von einer Stimmung erfasst, die sich immer deutlicher gegen nichtrussische Völker im eigenen Land richtete und immer stärker die Verbindung zu anderen slawischen Völkern betonte. Auslöser dafür waren Nachrichten über die Unterdrückung der Serben durch deren damalige osmanisch-türkische Oberherren. Da die Serben eine eng mit dem Russischen verwandte Sprache sprachen, der orthodoxen Kirchenfamilie angehörten und ebenfalls in kyrillischer Schrift schrieben, fühlte man sich ihnen besonders verbunden. Das führte zu wiederholten russisch-türkischen Kriegen, vor allem aber zu der Bewegung des Panslawismus, die einen engeren Zusammenhalt der slawischen Völker unter russischer Führung anstrebte.

Die Folgen bekamen auch die im damaligen in Russland lebenden Deutschen zu spüren. Hatten sie bis dahin weithin ungestört ihr Eigenleben führen können, wurden sie jetzt zunehmend als Fremdkörper empfunden und behandelt. Seit den 1870er Jahren wurden den Kolonisten im Süden des Landes nach und nach ihre für ewige Zeiten versprochenen Vorrechte entzogen: der besondere Rechts-

status als „Kolonist“, die Selbstverwaltung der Siedlungen unter der wohlwollenden Aufsicht des Fürsorgekomitees und die Befreiung von der Wehrpflicht. Nur die Glaubensfreiheit blieb unangetastet. – Ähnlich erging es anderen Völkern, die man ebenfalls als „Kolonisten“ ins Land geholt hatte, um die Wirtschaft des Landes zu entwickeln, z. B. den in Bessarabien angesiedelten Bulgaren.

Eine besondere Entwicklung gab es für die jüdische Bevölkerung Russlands. Sie lebte seit ihrer Flucht aus dem mittelalterlichen Deutschland, von wo sie ihren Dialekt, das Jiddische, mitgebracht hatten, im Grenzbereich zwischen Polen und Russland. Dort wurde 1794 ein „Ansiedlungsrayon“ eingerichtet, in dem Juden sich ansiedeln durften – sonst aber nicht. 1818 wurde dieses Gebiet auf die neue Provinz Bessarabien ausgedehnt. Daraufhin zogen zunehmend Juden nach Bessarabien, wo sie sich von Norden her in den Städten niederließen, weil sie städtisches Leben gewohnt waren. In Kischinew war der jüdische Bevölkerungsanteil bis zur Jahrhundertwende 1900 auf über 40 Prozent gewachsen.

In dem allgemein fremdenfeindlicher werdenden Klima im Russischen Reich empfanden die anderen Nationalitäten die Zunahme der jüdischen Bevölkerung als lästige Konkurrenz. Ängste vor einer Überfremdung durch Juden kamen auf. Das gesellschaftliche Klima wurde zu Anfang des Jahrhunderts durch die – gefälschten – „Protokolle der Weisen von Zion“, die eine jüdische Weltverschwörung an die Wand malten, weiter vergiftet. In Kischinew erschien ein Hetzblatt, das seinen Lesern ständig einhämmerte, die Juden seien „Feinde der Menschheit“. Das zeigte Wirkung bei den ärmeren Schichten, zumal sie zu Karfreitag und Ostern in den orthodoxen Kirchen immer wieder zu hören bekamen, „die Juden“ seien Schuld am Tode Jesu Christi. Dadurch entstand in der Stadt eine explosive Stimmung, die sich in den Ostertagen des Jahres 1903 auf schreckliche Weise entlud.

Das Pogrom

Pogrom ist ein russisches Wort für Zerstörung, das aber immer mehr zur Bezeichnung für Ausschreitungen gegen die jüdische Bevölkerung wurde. In Kischinew hatte sich ein Mob zusammengerotet, der durch die vorwiegend von Juden bewohnten Stadtviertel zog und sich dabei immer mehr radikalisierte: Die Wohnungen der Juden wurden gestürmt, das

Mobiliar zertrümmert, die Läden geplündert, die Männer verprügelt oder mit Knütteln totgeschlagen, Frauen vergewaltigt. Am Ende zählte man 45 Todesopfer, 86 Schwerverwundete und einige hundert leichter Verwundete; 700 Häuser und 600 Läden waren demoliert. Erst am dritten Tag flaute die Gewalttätigkeit ab.

Die Behörden griffen nicht ein, lediglich die Feuerwehr kam zum Einsatz, um eine allgemeine Feuersbrunst zu verhindern. Die Polizei beobachtete das Geschehen, tat aber nichts zur Wiederherstellung der Ordnung. Auch das in Kischinew stationierte Militär wurde nicht eingesetzt. Es war offensichtlich, dass die damals in der Stadt Verantwortlichen zusahen, bis der Mob sich ausgetobt hatte. Ein Prozess zur Aufklärung des Geschehens fand zwar statt, kam aber kaum über eine Feststellung der Fakten hinaus. Der im Vorjahr nach langjährigem Wirken für die Modernisierung und den Ausbau von Kischinew abgewählte Bürgermeister Karl Schmidt setzte sich persönlich für ein Eingreifen der Behörden ein, aber auch er fand kein Gehör bei den jetzt Verantwortlichen.

Einen solch heftigen Ausbruch von Zerstörungswut gegenüber der jüdischen Bevölkerung, zumal einer Gouvernementshauptstadt, hatte es bis dahin noch nicht gegeben. Entsprechend stark war die Reaktion der Weltöffentlichkeit, insbesondere unter den Juden vieler Länder. Man sah in dem Kischinewer Pogrom den Beginn einer neuen Welle des Judenhasses. Tatsächlich fanden in den Folgejahren im jüdischen Ansiedlungsgebiet zahlreiche Pogrome statt, auch in Kischinew selbst, bis sich die Bewegung allmählich totlief. Der Name Kischinew blieb aber als ihr Ausgangspunkt in Erinnerung.

Die Folgen

Das Kischinewer Pogrom vergiftete die Atmosphäre zwischen Juden und Nichtjuden im Russischen Reich. Die Auswanderung junger Juden nach Amerika, die schon nach der Einführung der Wehrpflicht für sie stark zugenommen hatte, erreichte neue Höhepunkte. Auch die zionistische Bewegung, die eine Wiederansiedlung von Juden im Land der Bibel anstrebte, nahm stark zu.

Die Bessarabiendeutschen nahmen damals kaum Notiz von dem Geschehen. Sie lebten in ländlichen Gebieten, gewissermaßen „weit vom Schuss“. Die wenigen in Kischinew lebenden Deutschen hatten wenig Kontakt zu den bäuerlichen Siedlungen, sie scheinen sich aber nicht an

den Ausschreitungen beteiligt zu haben, teils sogar helfend eingegriffen zu haben. So erklärt sich, dass das Pogrom von Kischinew keine größeren Reaktionen bei den damaligen Bessarabiendeutschen hervorgerufen hat, aber auch später nicht, als die Kontakte zur Provinzhauptstadt intensiver geworden waren.

Bei den in Russland verbliebenen Juden wuchs die Überzeugung, dass die Städte nicht mehr genügend Schutz für sie boten, schon gar nicht die größeren. Es setzte eine Abwanderung in den ländlichen Bereich ein, wo Juden nicht mehr in größerer Zahl, sondern familienweise verstreut unter den anderen Nationalitäten leben konnten. Es scheint, dass in Bessarabien die deutschen Siedlungen bevorzugte Ziele waren, in denen Juden sich vergleichsweise sicher fühlen konnten. So ist es wohl dazu gekommen, dass überall

in den größeren deutschen Siedlungen Bessarabiens Juden zu finden waren. Als sich jedoch die Bessarabiendeutschen in den dreißiger Jahren den nationalsozialistischen Gedanken öffneten, wurde es für die Juden in ihrem Umfeld zunehmend ungemütlicher, wenn auch die traditionellen Kontakte zumeist weitergeführt wurden. Als 1941 Bessarabien wieder von Rumänien besetzt wurde, fielen die dortigen Juden der rumänischen Form des Holocaust zum Opfer: Sie wurden in primitiven Lagern östlich des Dnjestr, dem damaligen „Transnistrien“, zusammengepfercht und dem Hungertod oder der langsamen Vergiftung durch Wolfsmilchgewächse ausgesetzt, die sie in ihrer Not verzehrt hatten. Infolge der in Rumänien allgegenwärtigen Korruption wurde dies jedoch nicht mit derselben erbarmungslosen Konsequenz ausgeführt wie im unmittelbaren deutschen Machtbereich, wes-

halb eine beträchtliche Zahl von rumänischen Juden den Zweiten Weltkrieg überlebten. Sie wanderten danach nach Israel aus, wo in den Nachkriegsjahren Rumänisch eine der verbreitetsten Sprachen war.

Das Pogrom von Kischinew 1903 hat weitreichende Folgen gehabt, nicht nur für die Juden selbst, sondern auch für die deutschen Bewohner Bessarabiens. Es ist und bleibt ein Musterbeispiel dafür, wie eine fremdenfeindliche Stimmung sich allmählich ausbreiten und aufheizen kann und wie Hetzblätter durch erfundene Gräuelmärchen die Volksseele zum Kochen bringen können, bis es zu einer Explosion von Hass und Gewalttat kommt, die sich andere zum Vorbild nehmen.

Original Kummet – Pferdegeschirr aus Leipzig

EVA HÖLLWARTH

Am 29. Nov. 2012 überbrachte uns Herr Waldemar Bunk aus Munster ein Kummet, das im Jahr 1939 in Leipzig in Bessarabien hergestellt wurde.

Ausführlich beschrieb uns Herr Bunk dieses Pferdegeschirr:

Das Kummet hat eine ovale Form. Dieser Form angepasst sind zwei handgeschmiedete Metallstangen, an die die Zugriemen an den Schwengeln befestigt sind. Die zwei Metallstangen sind verbunden durch eine ebenfalls handgeschmiedete Metallklammer, an der der Deichselring hängt. Die Zugriemen sind doppelt belegt und haben eine Länge von 2 Metern. Dazu verstellbare Riemen von

80 cm mit Knoten, mit denen man die Länge der Zugriemen regulieren konnte. Die Pferde haben das Bestreben, in gleicher Brusthöhe zu gehen. Das stärkere Pferd wurde durch diesen Knoten kürzer gebunden.

Weiter gab uns Herr Bunk noch einen Bericht über seinen Vater Gottfried Bunk, den ehemaligen Besitzer des Kummets:

Gottfried Bunk betrieb in Leipzig in Bessarabien einen Holzverarbeitungsbetrieb, den die Umsiedlungskommission als Böttcherei bezeichnet hatte.

Er stellte in seiner kleinen Werkstatt mit einem Gehilfen, einem Auszubildenden, seinem ältesten Sohn und seiner handwerklich arbeitenden Frau, Fässer, Harken, Holzgabeln, Leitern und dergleichen Gebrauchsgegenstände auf Bestellung her. In den Sommermonaten fuhr er einmal in der Woche zum Markt nach Romanowka und ein- oder zweimal mit seiner Ware in die Nachbardörfer.

In dieser Zeit benötigte er auch ein Pferd. Das kaufte er, wenn die Saison im Frühjahr begann und die Feldarbeiten der Bauern abgeschlossen waren.

Wenn im August die Erntezeit begann und die Bauern sich mit Werkzeug und Gerätschaften versorgt hatten, verkaufte er das Pferd an einen Bauern, der es in der Regel für seine Erntearbeiten benötigte. Der Sommer 1939 war für ihn derart erfolgreich, dass er es sich leisten konnte, ein Sonntags-Kummet-Geschirr anfertigen zu lassen. Es war so gearbeitet, dass auch Pferde unterschiedlicher Größe darin eingespannt werden konnten.

Als die Umsiedlung anstand, war das Geschirr nur wenige Male benutzt. Da er noch Ladegewicht für seine Familie frei und das Geschirr einen beachtlichen Wert hatte, nahm er es mit nach Deutschland. Im Warthegau konnte er es auf dem übernommenen Hof gut gebrauchen. Auf der Flucht tat es auch seinen guten Dienst. Sogar bis nach Niedersachsen nahm er es mit und hier diente es seiner Familie als Andenken an die Heimat Bessarabien.

Sein Sohn Waldemar erhielt es von ihm als Geschenk zu seiner Silberhochzeit am 26.06.1978. Dieser übereignete es am 29.11.2012 dem Heimatmuseum des Bessarabiendeutschen Verein e.V. Stuttgart.

Diese interessante Darstellung dient als gute Ergänzung zu den Berichten über Pferde und Pferdewagen aus Bessarabien, die in den Berichten in den nächsten Mitteilungsblättern folgen werden.



Die Suche nach den Wurzeln führt die Welt zusammen

Auswanderung aus Bessarabien nach Amerika im Jahre 1906 und die Anfänge in Nord Dakota
Teil 3 (Schluss), Forts. Zu Teil 2 im MB März 2018

HEINZ FIESS

Schaible-Wurzeln, aufgeschrieben von Robert R. Schaible, Bismarck, Nord Dakota, und ins Deutsche übersetzt und hier zusammengestellt von Heinz Fieß, verheiratet mit Erika, geb. Schaible. Mit fdl. Genehmigung von Bobs Frau Roberta Schaible.

Im folgenden Bericht werden die vielfältigen Tätigkeiten geschildert, die sich auf der Farm mit den vielen (16 Anm. d. Red.) Kindern ergaben. Manches dürfte den älteren Lesern aus ihrem bäuerlichen Leben in Bessarabien vertraut oder zumindest ähnlich vorkommen.

Auf der Jagd

Anscheinend gingen die Schaible-Jungen nur sehr wenig auf die Jagd nach Kaninchen, Hirsch, Antilope, Fasan, Waldhuhn, Rebhuhn oder anderem Wild. Es gibt nur ein kleines 22 Kaliber Gewehr in der Familie, welches sich jetzt in Bens Haus befindet. Die Jungen hatten Fallenschnüre, und nach der Hausarbeit werden sie wohl in vier verschiedene Richtungen gegangen sein, um ihre Fallenschnüre zu legen. Die Felle der Tiere, die sie gefangen haben, dürften sie verkauft haben. Ich könnte mir denken, dass es viele Stinktiere und Wiesel in der Umgebung gegeben hat, die in den Hühnerstall wollten, um ein paar Hühner zu greifen. Mit dem nahen Bach muss es auch Bisamratten und Nerze gegeben haben. Einmal fing Artur einen großen Nerz und sandte das Fell ein zur Verarbeitung. Er erhielt einen Fünfzahn-Dollar-Scheck dafür, den sein Vater einlöste.

Arbeiten während des Jahres

Im Frühling wollte ein großer Garten nördlich und östlich des Bauernhauses bepflanzt sein. Frisches Gemüse wurde den ganzen Sommer hindurch den Mahlzeiten hinzugefügt. Kartoffeln, runde Kürbisse und Wassermelonen wurden an einem Platz in den Feldern angepflanzt. Einmal brach Lorraine eine Wassermelone ab, die noch nicht reif war. Sie schnitt ein kleines Loch hinein, fand sie zu grün, machte die Öffnung wieder zu und legte die Wassermelone wieder zurück auf das Wassermelonenland.

Es machte viel Arbeit, den Sommer hindurch zu hacken und Wasser vom Bach zu transportieren, aber die Kinder hatten damit eine Aufgabe.

Den Sommer und Herbst hindurch war es Zeit Holzäpfel, Würkirschen, Junibereen und Büffelbeeren zu pflücken, um Marmeladen, Syrups und Weine zu machen. Im Herbst war es Zeit, die Gartenprodukte einzumachen. Jetzt wird von der großen Einmachzeit berichtet: Der Einmachraum im Keller war im Herbst vollgepfropft mit eingemachten Gütern. Es gab auch große irdene Krüge voll mit aromatischem Sauerkraut und Eingepökelttem. Ebenso waren da ein paar Krüge voller Fleisch in Pökelsalz. Es gab zwei große 50 Gallonen [1 Gallone = 3,785 Liter, H.F.]-Fässer, wo ganze Wassermelonen eingelegt waren. Die meiste Einmacharbeit fand in der Sommerküche genau im Osten des Farmhauses statt. Im Haus wäre es dafür im Sommer zu heiß gewesen. Das Gemüse und die Erzeugnisse, die nicht eingemacht werden konnten, wie Karotten und rote Beete, wurden in einer andern Ecke des Kellers unter dem Haus in Sand eingegraben. Manchmal wurden Behälter mit Fleisch teilweise in den Sand eingegraben, da der Sand das ganze Jahr über kühl blieb. In einigen Fällen wurde eine Kiste ungefähr in der Größe eines Sarges ca. 6 Fuß tief in den Boden nördlich des Hauses gegraben, und dort wurde das Gemüse eingegraben. Das dürfte das Gemüse den Winter hindurch ohne zu gefrieren bemerkenswert frisch gehalten haben. Im Frühling wurde der Boden entfernt und das eingegrabene Gemüse wurde für Mahlzeiten verwendet. Auf der Farm gab es keinen Erdhöhlenkeller, da der Keller sehr gut war. Selbst Tageserzeugnisse wurden dort im Sommer aufbewahrt. Da das Kühlen ohne Elektrizität so ein Problem darstellte, mussten die Nahrungsmittel in der einen oder anderen Weise konserviert werden. Im tiefen Winter wurden manchmal Eisblöcke aus dem Teich geschnitten und in der Scheune unter einem Strohhaufen mit Zwischenschichten von Stroh gelagert. Es konnte später im Sommer gebraucht werden. Bisweilen konnte das Eis bis zum 4. Juli [Tag der Unabhängigkeitserklärung, H.F.] halten, wo es für hausgemachte Eiscreme gebraucht wurde. Falls das Eis nicht so lang hielt, wurde es in der Stadt gekauft und für hausgemachte Vanilleeiscreme gebraucht. Die Kinder dürften Schlange gestanden sein, um die Gelegenheit zu bekommen, beim Eiscrememachen an der Kurbel zu drehen. Natürlich kamen Verwandte und Freunde, um am Fest teilzunehmen.

Samstag, Sonntag und Feiertage

Samstag bedeutete Badetag, weil man am nächsten Tag zur Kirche ging. Auf dem Herd wurde Wasser erhitzt und in einen großen Waschzuber geleert. Dann hieß es „hineinspringen“. Aber plötzlich, bitte! Schnell waschen, herausspringen und abtrocknen, damit der Nächste in den Waschzuber konnte. Jeder hatte eine Chance, ein wenig gereinigt zu werden, und vielleicht wurde sogar heißes Wasser dazugeschüttet, während man im Zuber saß. Samstagabend bedeutete auch in die Stadt zu gehen, Lebensmittel einzuholen (man kann nicht Hefe und Gewürze anpflanzen), im Herbst, bevor die Schule begann, Kinderkleidung und Schuhe zu kaufen und ein Taschengeld von Mama zu erhalten, um ins Kino zu gehen oder einen Imbiss zu haben.

Man ging regelmäßig zur Kirche. Sonntag bedeutete Sonntagsschule und Kirche. Die Kirche war Emelia und Heinrich wichtig. Beide waren bejurkundete Mitglieder der „Deutschen Kirchengemeinde“ Kirche in Mott, die 1924 gegründet wurde. Als die Kirche organisiert wurde, war Heinrich ein Kurator. Onkel Christian Flaig war mit dem Bau der neuen Kirche beauftragt. Auf dem Weg zur Kirche dürfte Emelia ihr Taschentuch mit dem Mund befeuchtet haben, um die Ohren ihrer kleinen Racker auszuwaschen.

Man wurde getauft. Man ging in den Konfirmandenunterricht und wurde konfirmiert. Man half beim Kirchenkomitee. Diese christliche Einstellung wird heute von ihren Kindern und Enkelkindern weitergetragen. Ihre Kinder nahmen an Weihnachts- und Osterprogrammen teil. Es gab Taufen, Konfirmationen, Hochzeiten und, trauriger Weise, Beerdigungen in der Familie, der Nachbarschaft und bei Freunden aus der Kirche. Im Sommer gab es sonntagnachmittags Jagdglück-Picknicks und Softball- und Hufeisenspiele. Beim Weihnachtsprogramm in der Kirche erhielten sie diese großen Säcke mit Süßigkeiten, Keksen und Früchten. Und, so scheint es, wollte Heinrich nach der Kirche immer Gäste mit nach Hause einladen, und Emelia schimpfte ihn auf dem Heimweg aus, weil sie nur vier Hühner geschlachtet hatten und das Essen nicht für alle reichen würde. Die Kinder aßen immer zuletzt, und somit bekamen sie die weniger gefragten Teile des Huhnes wie die Füße, den Hals und die Flügel. Der Bauernhof der Schaibles war ein gern besuchter Versammlungsort für all die Verwandten, und

sie saßen immer gemeinsam um den großen Küchentisch herum. Die Weihnachtszeit war etwas Besonderes. Obwohl sie nicht viel Geld hatten, bekamen all die Kinder praktische Sachen wie Kleider und andere nützliche Dinge

Die Nachtruhe und Emelias „Maiwanderungen“

Das Schlafen war ebenfalls interessant. Die Jungen schliefen im Winter im westlichen Schlafzimmer des Hauses. Im Sommer schliefen die älteren Jungen auf dem Dachboden des Kornhauses. Die jüngeren Buben schliefen zu viert im Bett, zwei an jedem Ende. Emelia machte „Maiwanderungen“ nach oben, um ihnen eine Tracht Prügel zu verpassen, damit sie sich hinlegten. Und gelegentlich brauchte Heinrich seine Rasierröhrchen für die Tracht Prügel. Diese Röhren hatten die Neigung, in einer großen Ritze im Verputz des Treppenganges, der nach oben führte, zu verschwinden. Mir wurde gesagt, dass man auf dem Grund des Loches im Putz viele Röhren finden könne.

Als die Kinder älter wurden und heirateten, bedeutete dies, dass in ihrem Bett mehr Platz war als eine einzelne Person zum Schlafen brauchte. Morgens gingen die Jungen entblößt nach draußen, um dem notwendigen Ruf der Mutter Natur nachzukommen. Im Winter gab es direkt neben der Tür und sogar, weil das geschickter war, unter dem Fenster des westlichen Schlafzimmers eine Menge gelben Schnees. Wenn Besuch kam, holte Emelia eine Schneeschaukel heraus, um den gelben Schnee zu bedecken. Oma und die Mädchen durften den bequemen Nachttopf (Donnerhafen) unter dem Bettende benutzen. Die Mädchen benutzten das östliche Schlafzimmer, aber für sie war es nicht so eng, weil es nicht so viele Mädchen waren. Falls man ein großes Geschäft mußte, so bedeutete dies einen Ausflug zum „Verbrannter Rehbock“-Häuschen (draußen). Dieser Platz und der Sitz waren im Winter extrem kalt. Da nahm sich keiner Zeit zum Lesen. Es heißt, dass sich Lorraine dort das Rauchen angewöhnt habe. Regelmäßig mußte das „Verbrannte Rehbock“-Häuschen ein Stück weitertransportiert werden.

Kleidung

– bei einer so großen Kinderschar war an modische Kleidung nicht zu denken. Das Bekleiden all dieser Kinder war eine andere Sache. Bei wenig Geld machte man vieles selbst. Abgetragene Kleidung war normal. Auch wenn Flecken auf Flecken genäht waren, so konnte man diese Kleider doch noch tragen. Kleiderschränke bestanden aus jeweils 10 Nägeln, die in die Wand geschlagen waren. Zwei Nägel für jedes Kind, einer für die Schulkleidung

und einer für die Arbeitskleidung. Das Kleiderborgen vom Bruder oder der Schwester fand täglich statt, selbst wenn die Kleider nicht passten. Viele Gewänder wurden aus Mehlsäcken hergestellt, nachdem diese gebleicht worden waren. Nachdem sie zusammengenäht waren, wurden sie gefärbt. Viele Socken wurden gestrickt und später gestopft. Man tat sein Möglichstes.

Das etwas andere Leben in der kinderreichen Familie

Nachdem man von Neu Leipzig weggezogen war, kamen weiterhin Babies im Schaible Haus an. Ruben war der erste, der im Haus im Westen von Mott geboren wurde. Ihm folgten Ben, Raymond, Sarah, Frederick, Reinhold, Lorraine und Edwin. Laut David Flaig, Sohn von Christian Flaig, erhielten Heinrich und Emelia, nachdem Edwin geboren worden war, eine schriftliche Einladung von Präsident Franklin Roosevelt, um ins Weiße Haus nach Washington D.C. zu kommen, weil sie nun zwölf Söhne hatten. Dieser Brief wird nach 1935 versandt worden sein. Sie nahmen die Einladung nicht an. Und die Schaibles Kinder können sich an einen solchen Brief nicht erinnern.

Oft half Pauline dem Doktor bei der Entbindung ihrer Brüder und Schwestern. Der behandelnde Arzt war möglicherweise Dr. O.C. Maercklein oder Dr. Olesky. Ärzte waren bei der Entbindung zur Stelle, aber sie bekamen gewöhnlich nicht viel bezahlt. Mag sein etwas Fleisch, Hühner oder was sonst verzehrbar war, das dem Doktor gegeben werden konnte. Mit der Zeit konnten die älteren Kinder für die jüngeren sorgen. Man denke an all die Windeln, die gewaschen und aufgehängt werden mußten. Gelegentlich wurden die Kinder krank oder sie hatten sich verletzt. Viele von ihnen wurden von Pferden oder Kühen getreten. Benny fütterte eines Tages die Schweine und wurde von einem großen niederträchtigen Keiler niedergeworfen. Er hat von diesem Unfall immer noch eine Narbe an seinem linken Bein.

Die Kinder spielten immer Spiele wie Blinde Kuh oder Softball, wenn sie auf den Bus warteten. Bisweilen gerieten sie auch in Schwierigkeiten. Einmal hatten Elsie und Oscar Streit. Oscar rannte und versteckte sich im Klohaus zwischen den Dachsparren. Elsie folgte ihm in das Klohaus. Sie ging hinein, sah Oscar nicht und schaute in das Loch hinunter. Angeblich sagte sie: „Nun, er ist da reingefallen.“, drehte sich um und lief weg. Ein anderes Mal saugten Lorraine und Reiny das Innere von Hühnereiern aus, um die Fiedler Kinder zu beeindrucken, und sie wollten, dass diese es ihnen nachmachten. Stellt euch das vor!

Raymond und Reinhold begannen zu boxen. Reiny machte sich dabei, so hörte ich, eine Zeitlang ganz gut. Ich hörte auch, dass Emelia ein Klavier hatte, auf das sie sehr stolz war. Es wurde in der 1950er Überschwemmung in Mott zerstört.

Heizen im kalten Winter, die Fahrt zur Schule, die Wasserversorgung

Im Winter wurde Holz von den herausgespülten Bäumen des Flusses zur Farm gezogen und mit einer großen von Traktoren angetriebenen Säge zerlegt. Säter wurde zum Heizen Kohle verwendet, die vom Geräteschuppen westlich des Hauses ins Haus gebracht werden mußte. Dort wurde später auch der Milchscheider abgestellt. Kohleöfen wurden an beiden Seiten des Hauses aufgestellt, um die Wohnung im Winter zu heizen. Jemand mußte mitten in der Nacht das Feuer schüren. Am Morgen hatte jemand die unangenehme Aufgabe, die alten Schlacken aus der Asche herauszuziehen.

Schulzeit bedeutete auch, dass Heinrich oder eines der älteren Kinder begannen, den Schulbus zu fahren. Nicht weniger als acht Schaible Kinder waren zur gleichen Zeit in der Schule. 36 Jahre lang gab es Schaible Kinder in der Schule. Der Bus bestand aus einem Lastwagen oder Pickup mit einem selbstgemachten Dach darüber. Die Heizquelle war das Auspuffrohr, das in den hinteren Teil des Lastwagens führte, dann an der Rückwand hinunter und weiter durch den Boden hinaus ins Freie. Es konnte entweder sehr heiß oder sehr kalt sein. Wie man sich vorstellen kann, war die Temperaturkontrolle im hinteren Teil des Busses schwierig.

Das Wasser auf der Farm, wie man vielleicht weiß, war nicht sehr appetitlich anzuschauen. Es hatte eine „nette“ braune Farbe. Das Wasser wurde in einem großen Tank gelagert und man gab Alaun in den Tank. Nach ein paar Stunden verschwand die braune Farbe. Trotz alledem schmeckte das Wasser nicht schlecht. Ich vermute, dass das Brunnenwasser, das den Vorratstank im Sommer füllte, sehr kühl war, und dass sie in diesem Tank im Sommer Dinge wie Milch und Sahne aufbewahrten, um sie kühl zuhalten. Auf dem Küchenschrank stand immer ein Eimer mit Wasser mit einem Schöpflöffel, aus dem man trinken konnte. Unter der Spüle stand ein Kübel, in den Tischabfälle geworfen wurden, die später den Schweinen und Hühnern gefüttert wurden.

Veränderungen in späteren Jahren

Als Heinrich und Emelia zur Farm zogen, begannen sie zu den Farmgebäuden oder zum Wohnhaus neue Gebäude hinzuzufügen. Sie fügten dem Haus den Hühnerstall, das Räucherhaus, die Sommerküche,

die Garage und den Geräteschuppen hinzu. In den späten 30ern wurde ein Windstromerzeuger auf das Dach gesetzt. Ein 6-Volt-Batteriesystem wurde eingesetzt, das ein bisschen Licht gab. Petroleumlampen gaben zum nächtlichen Lesen und für die Hausarbeit mehr Licht ab. Mit der Zeit wurde ein 32-Volt-Batteriesystem auf dem Haus installiert.

Dann, 1948, wurden elektrische Leitungen zur Farm gelegt. Was für ein glanzvoller Tag!

Dies veränderte das Leben auf der Farm enorm, weil nun Nahrungsmittel in Kühltruhen gelagert werden konnten. Mit dem Telefon wurde die Kommunikation ein wenig leichter, obwohl es eine Fünfzehn-Teilnehmer-Verbindung war und neugieriges Gaffen üblich war. Die ersten Telefonleitungen bestanden aus „2 x 4“ genagelten Zaunpfosten entlang der Zaunlinien. Später ersetzten große Masten die Zaunpfosten-Telefonleitungen. Man denke an das lange und kurze Läuten, das man durchführen musste, um jemand anderen zu erreichen. Das Schaible-Telefon hatte ein langes und ein kurzes Läuten, das vom Telefon kam, das an der Wand im Wohnzimmer hing.

1941 kaufte Emilia diese Farm. Eines nach dem anderen verließen die Kinder die Farm. Einige heirateten und zogen weg. Einige gingen während des II. Weltkrieges in die C.C.C.'s [Christian Church Congregation, auf deutsch: Christliche Kirchengemeinde, also ein kirchlicher

Verband, H.F.] oder in den Wehrdienst. Der einzige, der für einen anderen Farmer arbeitete, war Rudy. Ansonsten arbeiteten die Jungen auf der Familienfarm. Die Schaibles begannen sich über alle Gebiete der Vereinigten Staaten zu zerstreuen. Nachdem Lorraine und Orville zu den Black Hills zogen, arbeitete Lorraine für die Telefongesellschaft. Als Präsident Dwight D. Eisenhower zu den Black Hills ging, wurde Lorraine die Telefonistin für den Präsidenten. Aber bevor sie die Telefonistin werden konnte, kam das F.B.I. nach Mott und überprüfte ihren Hintergrund. Sie wusste bis zu den 80ern nichts von diesen Nachforschungen.

1946 fügten Ben und Raymond dem Haus Sanitärleitungen hinzu. Jetzt konnte man im Haus ins Badezimmer gehen. Man konnte in einer Wanne mit heißem Wasser aus dem Wassererhitzer ein Bad nehmen. Man konnte das Geschirr schneller spülen. Die Hausarbeit wurde leichter. Und sogar die Arbeit draußen wurde leichter, da eine größere und bessere Geräteausrüstung gekauft wurde. Nachdem Pauline und Glen heirateten, lebten sie eineinhalb Meilen nördlich von der Schaible Farm. Die anderen Kinder gingen oft hinüber. Sie hatten auch eine Sonntagszeitung, die man am Dienstag oder Mittwoch mit nach Hause nehmen konnte, und man konnte die spaßigen Geschichten lesen. Es scheint, dass Pauline extrem putzsüchtig war. Einmal ging Artur im Haus umher und schnipste Asche

von seiner Zigarette in die Aschenbecher, und Pauline ging hinterher und reinigte die Aschenbecher.

Gedanken zum Abschluss

Nachdem Oma Emelia 1947 von der Farm wegzog, lebte Ben dort weiter. Ruben lebte dort eine Zeitlang und sogar Artur und Eleanor wohnten dort für eine Weile. Sandy Schaible wurde dort geboren. 1950 zog Oma Emelia zur Farm zurück, nachdem die Flut in Mott ihr Haus in West Mott überschwemmt hatte. Jenes Haus gehört nun Arlyce Johnson, der Enkeltochter von Emelia. 1960 entfernte Ben den Damm wegen der vielen Schlangen, die dort zu verenden schienen. 1964 baute Ben ein neues Haus und zog näher nach Mott. Nach einundvierzig Jahren lebte nun zum ersten Mal kein Schaible mehr auf der Farm. Bis ungefähr 1980 lebten dort andere Familien. Das Land gehört nun August Kirschmann und das Haus steht heute leer. Die Scheuer wurde vom Hof entfernt und den Hühnerstall gibt es auch nicht mehr.

Aber die Gedanken von so vielen Schaibles gehen zurück zu jenen Tagen, als sie auf der Farm aufwuchsen oder wie sie zur Farm zurückkamen, um Oma zu besuchen.

Die Farm bewahrt viele Erinnerungen, gute und schlechte, und diese Erinnerungen an die Farm werden für ewig in unseren Herzen sein.

Auf der Suche nach einem besseren Leben

RENATE KERSTING

Vor allem wirtschaftliche Not veranlasste Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts viele Menschen, Deutschland zu verlassen. Unsere Vorfahren folgten dem Aufruf Zar Alexanders I., um in Bessarabien bessere Lebensbedingungen zu finden. Sie gründeten ab 1814 die deutschen Mutter- und später viele Tochterkolonien. Aber schon ab den 1870er Jahren wanderten Bessarabiendeutsche wieder ab. Viele davon zogen in den Kaukasus, die weitaus größte Zahl der Auswanderer bevorzugten Nordamerika und Kanada als Land ihrer Hoffnung. Die Gründe für diesen Schritt waren die Aufhebung des Fürsorgekomitees im Jahr 1871 und damit der Verlust ihrer Privilegien sowie die darauf folgende Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Russland, aber auch die größer werdende Knappheit an Land war einer der Gründe. Auch nach dem Ersten Weltkrieg hielt die Auswanderung vorwiegend nach Brasilien und Kanada an. Als Gründe werden die rumänische Agrarreform, die Missernten in aufeinander

der folgenden Jahren und die Verarmung der Kleinbauern genannt.

Beim Sichten von Akten des Bundesarchives, die im Heimatmuseum als Kopie vorliegen, stieß ich auf zwei Listen, in welchen die Auswanderer aus Alexanderfeld erfasst sind. Diese Listen liegen auch von den vielen anderen deutschen Dörfern vor. Eine der beiden Listen hat der Kirchenrat der Kirchengemeinde aufgrund einer Aufforderung des ev.-luth. Bezirkskonsistoriums Tarutino vom 2. Dez. 1938 erstellt. Die andere wurde mit Hilfe der deutschen Lehrerschaft schon im Jahr 1927 oder 1928 angelegt, wie dem sehr informativen, umfangreichen Bericht „Die beiden Listen“ von Hugo Häfner im Heimatkalender 1988 zu entnehmen ist. Den Anstoß dazu hatte Dr. Karl Stumpp gegeben, der von 1922 bis 1933 als Lehrer am Mädchengymnasium in Tarutino tätig war und die Arbeit des Deutschen Auslands-Instituts in Stuttgart als ehrenamtlicher Mitarbeiter unterstützte. Zwischen den beiden Listen sind jedoch Abweichungen festzustellen. Hugo Häfner hat

die Namen der Auswanderer in den Heimatkalendern 1986 bis 1990 unter dem Titel „Ortsjubiläen“ (Die Einwanderung, Die Auswanderung) veröffentlicht.

Im Heimatkalender 1987 geht Hugo Häfner in seinem Bericht „Lebensraum Bessarabien“ ausführlich auf die Auswanderung aus Bessarabien nach Übersee und andere Länder ein. Er hat die oben genannten Listen ausgewertet und die Ergebnisse in Tabellenform in seinen Bericht eingefügt. Danach sind laut Tabelle 23 (S. 174) nach Nord- und Südamerika ausgewandert:

in der Zeit von	
1814–1870	53 oder 55 Personen
1931–1940	11 11 Personen
Jahr unbekannt	301 oder 303 Personen
1871–1930	13.666 oder 14.566 Personen
insgesamt:	14.031 oder 14.935 Personen

davon 604 oder 655 als Einzelpersonen und 13.427 oder 14.280 Personen in 2.840 oder 2.891 Familien



»Fern von Dir, hab' Tag und Nacht Ich doch nur an Dich gedacht«
Im September 1951 wanderte auch Georg Krause, Umsiedler aus Brienne, über Bremen nach Kanada aus. Die Aufnahme entstand beim Abschied. (Archiv Bessarabiendeutscher Verein e.V., Schenkung August Krause)

Einer dieser Auswanderer war Jakob Steinke aus Alexanderfeld. Sein Bruder Wilhelm und seine Schwester Katharina verh. Albrecht waren schon Jahre zuvor nach Süd-Dakota ausgewandert. Jakob Steinke stammte aus der Alt-Elft. Er wurde 1873 geboren. Im Jahr 1902 heiratete er in Alt-Elft seine zweite Frau Maria geb. Bauer. Nachdem die Tochterkolonie Alexanderfeld im Jahr 1908 gegründet worden war, zog er in diese Gemeinde, kaufte Hof und Land und eröffnete im Jahr 1920 einen Laden.

Jakob Steinke hielt brieflichen Kontakt zu seinen Verwandten und Freunden in Amerika und schrieb auch Berichte für die deutsch-sprachige Zeitung „Der Staats-Anzeiger“ in Bismarck/Nord-Dakota. Da in den 1920er Jahren die wirtschaftliche Situation in Bessarabien schwierig war, fasste er im Jahr 1925 den Entschluss, Bessarabien zu verlassen. Jakob Steinke bemühte sich um eine Einwanderung nach Kanada, da die Bedingungen dorthin leichter als nach den Vereinigten Staaten waren. Doch als er alle Dokumente für eine Auswanderung besorgt hatte, ließ sich Haus, Hof und Land nebst Wirtschaftsgebäuden nicht verkaufen. Es waren zwar „kauf-lustige Männer“ da, die den Preis aber wegen der schlechten Ernte des Jahres nicht zahlen konnten. Er musste abwarten. Ende des Jahres gelang der Verkauf dann doch.

Im Februar des darauf folgenden Jahres ließ er seine landwirtschaftlichen Geräte sowie das gesamte Inventar des Hauses versteigern. Es gab kein Zurück mehr. Am 15. Februar 1926 verabschiedete sich Jakob Steinke mit Ehefrau Maria und seinen vier Kindern von Verwandten und

Freunden und trat im Alter von 52 Jahren die Reise in eine ungewisse Zukunft an.

Jakob Steinke hatte offenbar nicht sofort den gesamten Kaufpreis von seinem Käufer erhalten, denn Otto Lehmann schreibt in seinem Bericht vom 29.08.1927 an den Staats-Anzeiger: „Gruß an Herrn Jakob Steinke und Familie. Christian Bädke hat Ihr Geld vor einigen Tagen in Tarutino abgegeben, sodaß Sie nun hoffentlich bald im

Besitze Ihres Geldes sein werden.“ Jakob Steinke hatte Christian Bädke und einen weiteren Alexanderfelder namens Schill zu seinen Bevollmächtigten bestimmt. In acht aufeinander folgenden Berichten in der Zeitung „Der Staats-Anzeiger“, die auch in Bessarabien gelesen wurde, berichtete Jakob Steinke ausführlich über den Verlauf seiner Reise bis zur Ankunft in Trochu/Alberta/Kanada wie folgt:

(Da der Bericht sehr umfangreich ist, wurden im nachfolgend abgedruckten Text die weniger wichtigen Passagen durch ... ersetzt.)

... Nun ist es mir nach vielen Scherereien gelungen, meine Reise zu bewerkstelligen, nachdem ich von meinem Bruder Wilhelm Steinke und Mathias Schaal zwei Einreiseerlaubnisse erhalten hatte. Der canadische Konsul machte drüben [in Bukarest] Einwendungen und verlangte von mir ein Zeugnis der Staatsschule, in welchem gesagt sein sollte, daß ich ein geschulter Landwirt bin. Da ich aber das verlangte Zeugnis nicht hatte und nur ein praktischer Landwirt bin, sagte ich dem Konsul, daß wenn Gott keinen Regen und Segen gibt, die geschulerten Landwirte auch kein Brot essen werden. Das leuchtete ihm ein.

Nun ging es an die Besorgung eines Auslandspasses, und da war manch eine harte Nuß zu beißen. Ueberall, wo man anklopfte, mußte geschmiert werden; denn anders ist es unmöglich, in Rumänien einen Reisepaß zu bekommen. Die Lei mußte man immer zwischen den Fingern halten. Schon in Galatz, wo ich mir das Militärzeugnis besorgte, mußte tüchtig geschmiert werden. ...

Nachdem ich die nötigsten Papiere hatte, fuhren ich und meine Frau nach Bukarest, um nun unseren Reisepaß zu bekommen. Bei Ein-

reichung im Ministerium mußte ich 1000 Lei per Paß bezahlen und am anderen Tage konnten wir die Heimreise antreten. ...

Manchmal stieg in mir die Frage auf: wirst du es durchsetzen oder alles verlieren, wie schon so mancher? Aber der Herr hat uns geholfen, und wir sind ihm auch viel Dank schuldig.

Nun, nachdem wir unsere Papiere alle hatten, ließen wir unsere Sachen versteigern. Zwei Tage lang hielt die Versteigerung an. Nach vier Tagen erhielten wir von der Schiffsagentur die Nachricht, daß wir kommen sollten. Den 15. [Februar 1926], um 3 Uhr nachmittags, stellte sich eine große Schar Brüder und Schwestern nebst Freunden ein, um von uns Abschied zu nehmen. Es wurden dann etliche Lieder gesungen, und ein jeder rief uns ein Lebewohl zu. Wir konnten uns der Tränen nicht erwehren. Bei der Schwester meiner Frau machten wir noch kurzen Besuch, und um 6 Uhr fuhren wir dann der Bahnstation zu, wo wir den Zug nach Bukarest bestiegen. Am 16. Februar, morgens um 11 Uhr, kamen wir in Bukarest an. Dort meldeten wir unsere Ankunft in der Schiffsagentur und begaben uns in ein Hotel.

... Wir mußten noch einmal zum canadischen Konsul. Es stellte sich aber heraus, daß dieser verreist war und erst nach acht Tagen zurückkommen wird. Somit mußten wir noch eine Zeitlang warten. Als er dann am 24. Februar zurückkam, brachte er unsere Papiere in Ordnung und wir konnten dann am 25. Februar Bukarest verlassen. Nun ging es der ungarischen Grenze zu. ... Als wir aber die ungarische Grenze überschritten hatten, konnte man es gleich bemerken, denn dort wurden die Lichter in den Waggons angesteckt, während wir in Rumänien im Dunkeln fahren mußten. Als wir in Ungarn ankamen, wurden sofort unsere Sachen untersucht und auch unser Geld mußte gezählt werden. Nachdem die Ärzte uns gründlich untersucht hatten, konnten wir weiterfahren. ...

Wien erreichten wir um 10 Uhr und schon um 11 Uhr ging's Salzburg zu. Hier fanden wir überall die schönste Ordnung und das beste Entgegenkommen seitens der Bahnbeamten. Das Gedränge ist hier nicht so stark wie in Rumänien. ... In Salzburg brauchten wir nicht lange warten, als sich unser Zug wieder in Bewegung setzte. Wir fuhren jetzt Innsbruck zu. Dort angekommen durften wir zwei Stunden ausruhen.

Nun kamen wir in die Schweiz. Da gab es vieles zu sehen und zu bewundern, besonders das hohe Gebirge, dessen Gipfel bis in die Wolken reichen und mit Schnee bedeckt sind. ... In Innsbruck war es schön, aber noch viel schöner in Basel, das wir am 27. Februar erreichten. Die Blumen standen dort in schönster Pracht und die Obstbäume in der Blüte. Es war eine Lust, alle diese Herrlichkeit anzusehen. Wie heimisch fühlte man sich erst, als wir unsere Muttersprache hier hörten. Wie schwer wur-

de uns aber ums Herz, wenn wir zurückdachten ...

Am 2. März kamen wir nach Elsaß-Lotbringen. Hier gab es auch viel zu sehen, besonders die Verwüstungen durch den Weltkrieg fielen uns da in die Augen. ...

Als wir in Antwerpen ankamen, wurden wir von den Agenten der Schiffsgesellschaft empfangen und nach dem Hotel gebracht. Unser Gepäck mußten wir abgeben und dieses kam in den Gepäcksaal. Nachdem wir fünf Tage auf der Reise waren und dabei viele Strapazen durchgemacht hatten, fanden wir es für eine Wohltat, uns wieder gut ausruhen und eine gute Mahlzeit zu uns zu nehmen. Nachdem wir dann zwei Stunden ausgeruht hatten, wurden wir ins Bad gebracht. Nach dem Bade führte man uns zum Doktor, der uns gründlich untersuchte, um festzustellen, ob wir nicht mit einer ansteckenden Krankheit behaftet sind. Wir wurden aber gesund befunden und erhielten ein entsprechendes Zeugnis, daß unserer Abfahrt keine Hindernisse im Wege stehen. Nachher wurden wir auch noch einer Prüfung im Lesen und Schreiben unterzogen und erhielten auch hier noch ein Zeugnis. ...

Am 4. März um 3 Uhr nachmittags mussten wir uns alle im Seehafen einfinden, wo wir noch einmal alle untersucht wurden. ...

Die Schiffsdienerschaft nahm uns in Empfang, zeigte uns die Nummer der Kajüte, in welcher wir sechs Betten vorfanden. Auch wurden uns sogleich Speisezetteln zweiter Klasse eingehändigt. ...

Nachdem es 6 Uhr geschlagen hatte, erschollen plötzlich die Kommandorufe des Kapitäns durch das Sprachrohr. Gleich darauf wurden die Anker gelichtet, ein Getöse und Krächzen setzte ein, die mächtig dicken Seile wurden aufs Schiff gezogen, ein letzter, langer Pfiff und das Riesenschiff setzte sich langsam in Bewegung. Wir nahmen somit Abschied von Europa. Wie die Nacht, so dunkel war es auch in unseren Herzen und verzagt standen wir da. Es ist auf einem Schiffe anders wie auf dem festen Lande; denn bald werden wir von diesem nichts mehr sehen, sondern bloß noch Wasser und Himmel. Wir standen somit in der Allmacht Gottes, und ihm vertrauten wir uns an. Viele Seufzer entstiegen unserer Brust zu ihm empor. ...

Am dritten Tage ging die Fahrt auch noch gut, aber am vierten verspürten wir schon etwas von der Macht des Ozeans. Die Wellen türmten sich haushoch empor, und unser stolzer Waterloo fing an zu wanken und zu gackeln, daß einem ganz unbequem darauf wurde. So lange hörte man keinen Passagier, von denen über tausend auf dem Schiff waren, klagen. Aber nachdem der Sturm eingesetzt hatte, wurden viele von der Seekrankheit befallen, und das Jammern ging los. Auf dem Schiffe befanden sich Leute fast aller Nationen, und es war gerade so wie bei Noah in der Arche. Meistenteils waren es Familienväter, die ihre Familien verließen, um in Canada etwas zu verdienen. ...

Alle Passagiere auf dem Schiffe konnte man erst bei den Mahlzeiten im Speisesaal sehen. ... so waren über tausend Emigranten auf dem Schiff, und trotzdem herrschte im Speisesaal die schönste Ordnung. Am Buffet konnte man auch alles bekommen, was man wollte. ...

Am 13. März morgens, nachdem wir das Frühstück zu uns genommen hatten, begaben wir uns aufs Deck. Aber der Schiffsboden lag voll Schnee und Eis, und man mußte vor der starken Kälte Schutz suchen. Trotz der Kälte kamen Vögel geflogen und begrüßten uns, und das war ein gutes Zeichen, daß bald Land kommen muß. ...

Der 15. März ist angebrochen, die Sonne schaut freundlich in unsere Kajüte, und wir wundern uns alle, daß die Sonne auf einmal von der Seite des Schiffes aufging, wo sie doch lange immer hinter uns aufgegangen ist und vor uns unter, denn wir fuhren die ganze Zeit dem Westen zu. ...

Nach dem Frühstück stieg alles aufs Verdeck, und alle Blicke waren nach einem Punkte gerichtet, der sich ansah, als stiegen am Horizont Gewitterwolken in die Höhe. ... Und nun wurde auch das Fernrohr hervorgeholt, vermittels dessen man feststellen konnte, daß das keine Wolken, sondern Berge waren. ... Wir wurden auch gewahr, daß unser Schiff die nordwestliche Richtung eingeschlagen hat. Rings um uns wurde nun das Land sichtbar und eine große Stadt, die größer als Bukarest, Warschau oder Jalta auf der Krim war. Es geht aber immer noch in rasender Geschwindigkeit vorwärts. ...

Und nun kam Befehl, daß ein jeder Passagier auf dem Schiff seine Dokumente bereit halten soll. Als die Anker des Schiffes herabgelassen waren, kam der Arzt an der herabgelassenen Leiter in unser Schiff und untersuchte die Passagiere, die sich inzwischen reihenweise aufgestellt hatten. Drei Stunden nahm diese Arbeit in Anspruch. Die Anker wurden wieder gelichtet und als wir den Hafen erreichten, waren alle Passagiere ärztlich untersucht.

Um 2 Uhr nachmittags ging der Wirrwarr los. Das Sprachrohr bekam Arbeit. Tauen wurden ausgeworfen und mit diesen das Schiff am Hafen befestigt. Jetzt durften wir das Schiff, auf dem wir fast elf Tage fuhren, verlassen, und wie froh war ein jeder, wieder festen Boden unter sich zu haben. Wir wurden in Gruppen geteilt, je nach der Richtung ein jeder fuhr. Ein jeder bekam einen Zettel an den Hut oder die Brust geheftet, auf dem gesagt war, wohin seine Fahrt gehen soll. Die Arbeiter kamen zuerst an die Reihe und dann die anderen Passagiere. ...

Am 15. März um 3 Uhr nachmittags verließen wir [im Hafen von St. John] das Schiff, sagten ihm Lebewohl und bestiegen den Zug, dessen Lokomotive uns durch seine Pfeiffe begrüßte. Recht freundlich wies man uns einen Waggon an, in dem man bequem sitzen und schlafen konnte. ... um 9 Uhr fuhren wir schon Winnipeg zu. Die Fahrt nahm bis dort drei Tage in Anspruch. Die Strecke, die wir

fuhren, war meistens bergig und wir machten uns schon Gedanken, daß es in ganz Canada so sein muß. Doch trösteten wir uns mit dem Gedanken, daß es besser werden wird. Es sah hier aus wie in der Schweiz, wo man nichts als Gebirge und Wald sieht. Doch am dritten Tage, als wir in Manitoba waren, konnten wir schon schöne Farmen und ebenes Land sehen. Da schöpften wir wieder frischen Mut und frohe Hoffnung beschlich unser Herz. Und je weiter wir fuhren, desto schöner wurde die Gegend. Jetzt bestiegen auch schon Farmer den Zug, die mit uns nach Winnipeg fuhren. Die erzählten uns so manches von dem Lande unserer Sehnsucht. Im Völldampf ging es unserem Ziele zu.

Endlich erreichten wir Winnipeg. Als der Zug anhielt, verließen wir denselben und begaben uns in den großen Wartesaal. Kaum waren wir dort angelangt, wurden wir auch schon gefragt, ob wir Mennoniten sind. Als wir ihnen sagten, daß wir Lutheraner sind, kam auch bald darnach ein lutherischer Pastor, der uns auf den richtigen Platz brachte. Zuerst führte er uns in ein Zimmer, wo wir warme Speisen erhielten. Nach der Mahlzeit fuhren wir dann in der elektrischen Straßbahn nach dem anderen Bahnhof, von wo aus wir dann weiterfuhren. Nun ging es unserem Ziele zu. Als wir in Trochu ankamen, waren Rudolf Gebring von Johannes und dessen Mutter Friederika Gebring die ersten, die uns in Canada begrüßten. ...

Rudolf Gebring brachte uns gleich nach seinem Heim ... Wir wurden wie Hochzeitsgäste aufgenommen und uns an eßbaren Speisen alles aufgetragen, was es im Hause gab, um uns dadurch ihre Liebe zu beweisen. Ihr könnt euch liebe Leser kaum vorstellen, wie warm es uns hier ums Herz wurde. Gottlieb und Philipp Bauer wurden sofort bei unserem Eintreffen telephonisch benachrichtigt und es dauerte auch nicht lange, kamen sie im Auto angestaust. Nun bestiegen wir ihr Auto, und in voller Fahrt ging's nach der Farm des Gottlieb Bauer, die wir in dreiviertel Stunde erreichten. Dort ... hatte sich auch inzwischen die Familie Philipp Bauer eingestellt. Dort verblieben wir eine geraume Zeit, und es gab jeden Tag immer etwas Neues zu erzählen. Gott sei's gedankt, daß wir glücklich und gesund hier angekommen sind.

Mit Gruß

Jakob und Maria Steinke

Einem Bericht von Jakob Steinke vom Frühjahr 1927 im Staats-Anzeiger entnehmen wir, dass er nun in Sunnyslope/Alberta lebt. Er berichtet, dass das Vieh auch im strengen Winter Tag und Nacht „auf der Prärie herumläuft, wo es seine Nahrung sucht“. Er ist enttäuscht, dass „in den öffentlichen Schulen nur in der Landessprache vorgetragen werden darf“ und „dass es von den Jungen viele gibt, die weder deutsch lesen noch schreiben können“.

Sein Bericht vom November 1927, als die Feldarbeiten weitestgehend abgeschlossen waren, klingt recht positiv: „... ich kann mitteilen, dass es mir hier in Canada ganz gut gefällt in allen Hinsichten. Hier kann es ein fleißiger und sparsamer Landwirt noch zu etwas bringen. Natürlich hat auch hier manches seine Schattenseiten, aber Land ist hier genug und auch gutes Land zu bearbeiten. ... Ich besitze 180 Acker Land, ungefähr 180 Deßjatine, und dieses bearbeiten wir mit Leichtigkeit. ...“

Die Farmer in Canada bekamen die Weltwirtschaftskrise der 1930er Jahre sehr zu spüren. Der Weizenpreis fiel. Jakob Steinke schreibt im Jahr 1931: „Möchte heute auch wieder mit einem Bericht kommen, damit die Freunde in der alten Heimat sehen können, daß wir noch unter den Lebenden sind. Ja, wir leben immer noch a bisschen. ...“

Und sein Verwandter, Johannes Lehmann, der im Jahr 1929 nach Wimborne/Alberta/Canada ausgewandert war, schreibt Ende 1933: „Herr Georg Böpple hat diese Gegend satt bekommen [er war 1927/28 in Kanada eingewandert] und ist nach British Columbia verzogen, um es dort mit dem Gemüsebau zu versuchen ... Georg hat sich hier einige Jahre geplagt,

aber umsonst, wie wir alle, hat obendrein noch Geld verloren. ... Es wäre wohl für uns alle besser dorthin zu gehen, wo der Sommer länger ist, denn bei solchem Preis ist das Weizenfarmen nutzlos. Es muß einer wenigstens 200 Acker säen, um ein halbwegs anständiges Leben fristen zu können. ...“ Im Jahr 1934 schreibt Johannes Lehmann, dass die Zeiten keine Ausnahme machen und auch Herrn Jakob Steinke fest in den Klauen haben.

Jakob Steinke verstarb im Jahr 1935 in Innisfall/Alberta. Er war etwa zwei Jahre lang mit einem Magenleiden behaftet und infolge-dessen nicht mehr arbeitsfähig. Nach einem längeren Aufenthalt im Hospital zu Innisfall war er mit seiner Frau in dieses Städtchen gezogen.

Gottlieb Bauer aus Torrington/Alberta schreibt im Nachruf für seinen Onkel Jakob Steinke im Staats-Anzeiger vom 23. August 1935:

„Muß heute mit einer Trauerbotschaft kommen und den Tod des Jakob Steinke melden, von dessen Krankheit ich schon in meinem letzten Bericht erwähnt hatte. Sein Arzt sagte ihm, daß es bald besser wird, wohl wissend, daß alle Medizin und auch die Sonnenbäder das schwache Leben des lieben Freundes nicht mehr lange erhalten könnten. ...“

Da die Kinder alle weit weg wohnen, mußten sie vom Ableben ihres Vaters über den Fernsprecher benachrichtigt werden, weshalb das Begräbnis erst am 12. August abgehalten werden konnte, und zwar auf dem lutherischen Friedhof, fünf Meilen südöstlich von Torrington. Es hatten sich sehr viele Menschen zur Leichenfeier auf dem Gottesacker versammelt, sodaß die Leichenpredigt unter freiem Himmel gehalten werden mußte. Da der Ortsprediger abwesend war, vollzog der junge Student Arthur Gebring die Leichenfeier. ... Student Gebring hielt eine ernste Leichenrede in deutscher und auch in der Landessprache, wobei viele zu Tränen gerührt wurden.

Jakob Steinke wurde am 16. November 1873 in der Alt-Elft in Bessarabien geboren und starb am 8. August 1935 im Alter von 61 Jahren, 8 Monaten und 23 Tagen. Er wird betrauert von seiner Witwe Maria geb. Bauer, einer Tochter und drei Söhnen nebst einem Enkelkinde, sowie einer Schwester Katharina, Frau des John Albrecht in Delmont, S. D., nebst vielen Freunden und Verwandten hierzulande und drüben in der alten Heimat.

Onkel Jakob hat einen guten Kampf gekämpft; er entschlief selig im Herrn und ihm ist beigelegt die Krone der Gerechtigkeit. Aber Tante Maria fühlt sich sehr verlassen, weil die Kinder gegenwärtig alle verstreut sind. Der Herr tröste sie.“

Ostern in Australien

Manche Bessaraber sind ja gleich bis auf die andere Seite der Erde ausgewandert, bis nach Australien.

Auch „downunder“ wird Ostern an dem selben Datum gefeiert wie hier, nur daß auf der Südhalbkugel unser so frühlingstypisches Fest eben auf den Herbstbeginn fällt. Kirchliche Bedeutung, Fastenzeit, Feiertage und bemalte Ostereier suchen – alles wie hier. Osterfeuer allerdings sind

wegen der hohen Gefahr ein Buschfeuer zu entfachen strengstens verboten!

Und dann ist da noch die Sache mit dem Osterhasen: Hasen und, weit bekannter, Kaninchen zählen zu den vielen eingeführten „pests“, also Tiere und Pflanzen die durch ihre ungebremste Ausbreitung die einheimische Flora und Fauna bedrohen. Seit den 90er Jahren findet eine zunehmende Zahl Australier solch ein Tier als Symbol für Ostern unpassend. Deswegen rufen sie dazu auf, in Geschäften anstelle der Osterhasen Oster-Bilbies zu verlangen.

Ein Bilby ist etwa kaninchengroß, hat extrem weiches graues Fell, lange Ohren, eine spitze Schnauze und einen unverwechselbaren schwarz-weißen Schwanz. Als gut angepasste Bewohner von Trockengebieten waren Bilbies ursprünglich in 70% der Hauptfläche Australiens zu finden. Nach der Einwanderung der Europäer verloren sie 90% ihres Lebensraumes und sind heute, wie so viele andere der ursprünglich australischen Tier- und Pflanzenwelt, vom Aussterben bedroht. (weitere Informationen z.B. unter www.savethebilbyfund.com)



Bilbies NOT bunnies

Das zweitgrößte Pysanka der Welt

mit 9 m Länge, steht in Vegreville/Alberta/Kanada. Es wurde 1975 von Paul Maxum Sembaliuk, einem kanadischen Künstler mit ukrainischen Wurzeln, konstruiert und gebaut, um den ersten ukrainischen Siedlungen in einem Gebiet östlich von Edmonton zu gedenken.



Foto: SriMesh, August 2008, wikipedia

Bilder des Monats April 2018

Foto Nr. 1



Wer weiß etwas Genaueres zum Inhalt dieser Fotos? Aus welchem Jahr stammen die Fotos?

Sollten Sie uns weiterhelfen können, so bitten wir Sie herzlich, uns über die E-Mail Adresse homepage@bessarabien.de mit Betreff „Bild des Monats“ oder per Post an **Bessarabiendeutscher Verein e.V.** zu informieren.

Vielen Dank für Ihr Interesse und Ihre Unterstützung!

Ihr Heinz Fieß, Administrator von www.bessarabien.com

Foto Nr. 2



Rückmeldung zu den Bildern des Monats Februar 2018:

(Wegen eines Versehens erscheint diese Rückmeldung erst in dieser Ausgabe. Wir bitten, das Versehen zu entschuldigen.)

Harry Ross erkannte auf Bild 1 das Kinderfest auf dem Hof seines Onkels Anton Entzminger, der sehr kinder-

lieb war und jedes Jahr auf seinem Hof - kein Kindergarten - ein Kinderfest veranstaltete. Ganz unten rechts ist seine Mutter Alma mit Harry als Einjährigem auf dem Arm.

Zu Bild 2 teilt er mit: Foto des Elternhauses von Anton Entzminger, in dem seine Zwillingsschwester Elisabeth nach dem Tod der Eltern wohnte. Sie besaß eine Strickmaschine und „bestrickte“ ganz Friedenstal. In der Mitte des Fotos ist Anton Entzminger zu erkennen.

Harry Ross, Jahrgang 1930, Neffe von Anton Entzminger.



Ergänzend bedanken wir uns für diese e-mail von Dieter Kallis:

Sehr geehrte Damen und Herren vom Bessarabiendeutschen Verein, im Mitteilungsblatt vom Februar 2018 hat mein Vater Otto Kallis (98 Jahre alt) geboren in Friedenstal, im Bild 1 den Hof von Anton Enzminger und seiner Ehefrau Katharina geb. Sauter in Friedenstal erkannt. Er meint das hier auf dem Bild ein Kinderfest stattfand.

Anton Enzminger war Schmied in Friedenstal. Otto Kallis kennt diesen Hof persönlich, er war dort oft auf Besuch. Er hat diesen Hof auf Reisen in die Heimat noch gesehen. Zur Familie von Anton Enzminger steht näheres in der Chronik von Friedenstal auf Seite 233/234.

Mein Vater hat mich beauftragt Euch dies mitzuteilen.

Gruß Dieter Kallis

Bessarabischer Kochkurs

Bessarabischer „Gaumenkitzel“ und ganz bekannte „Geschmacksexplosionen“, erlebt und erfahren beim Kochkurs, durchgeführt von Christina Till aus Brackenheim, im November 2017 in Cleebrohn

GÜNTHER VOSSLER

Ob Strudeln, Dampfnudeln, Pfeffersöße, gefüllte Paprika oder Kraut- und Kartoffelsalt immer wieder neu erinnern wir Nachkommen uns sehr gerne an die die bessarabische Küche, die wir bei unseren Eltern und Großeltern kennen- und genießen gelernt haben. Gerne erinnern wir uns an den besonderen „Gaumenkitzel“ wenn wir beispielsweise an den wunderbar abgeschmeckten Kraut- und Kartoffelsalat unserer Eltern und Großeltern denken, der gerne zu einem Gänse-, Enten-oder gemischtem Braten gereicht - und häufig auch mit selbstgemachten Nudeln serviert wurde. Oder an die „Geschmacksexplosionen“ wenn wir unsere bessarabiendeutschen Strudeln mit einem Braten und einer exquisiten Soße gegessen haben. Vor allem wenn wir dabei die Röstaromen von „Krüstla- Strudeln“ schmecken konnten.

Ende letzten Jahres, im November 2017, war ich an einem Samstag in Ceebrohn und durfte einen bessarabischen Kochkurs, den Frau Christina Till aus Brackenheim durchführte, besuchen. Frau Christina Till bietet einen auf 3 Kochtage angelegten Kochkurs an, mit dem Ziel, die bekanntesten bessarabiendeutschen Gerichte beim Kochkurs zu erlernen und auszuprobieren. Mit dazu gehörte z.B. auch das Backen eines „Riebels-Kuchen“ In der Kochkursgruppe waren 6 Person.



Teilnehmerinnen und Teilnehmer am Kochkurs v.l.n.r.: Melitta Schlatterer, Romy Lang, Heinz Tschritter, Christina Till, Anja Hönnige, Janina Rasig, Ilse Dietrich

Was mir neben dem Erlebnis „Kochen“ besonders gefallen hat, war die Gemeinschaft die innerhalb der Gruppe spürbar war. Und während dem Kochen wurden auch intensiv über Bessarabien, die Heimat unserer Eltern und Großeltern gesprochen und über die besonderen Erlebnisse, die bei Bessarabienreisen gemacht wurden. Irgendwie spürte ich, dass das was ich dort bei diesem Kochkurs miterlebte, nicht nur das Kochen war, sondern man fühlte, wie die gemeinsame bessarabische Geschichte die Teilnehmerinnen

und Teilnehmer in besonderer Weise verbindet. Eine Teilnehmerin konnte aus der Erlebnisgeneration berichten, die jüngeren Teilnehmerinnen und Teilnehmer berichten, wie sie in ihren Familien ihre bessarabische Prägung erlebten, zu der im Besonderen eben auch das bessarabische Essen gehörte.

Frau Christa Till wird auch 2018 wieder Kochkurse anbieten, siehe Einladung dazu im Bericht darunter.



Die Leiterin des Kochkurses, Christina Till



Beim Zubereiten von „Käsknöpfe“



Die fertigen Käsknöpfe vor dem Aufkochen

Neues Jahr neuer Kochkurs

Im April startet wieder ein Kochkurs unter dem Motto:
 »Bessarabische Küche – klassische Rezepte modern umgesetzt«
Strudlateig kneten, hauchdünn ausrollen – und fertig ist „das kleine Weiße“ – aber nicht mogeln!



Wie die Bilder zeigen: das Bessarabische Kochen macht Spaß.
 Die Kochkurse starten im April und Juni umfassen immer 3 Abende.

Kurs 1: 13/20/27. April 2018 – 18:00-21:30 Uhr

Kurs 2: 08/15/22. Juni 2018 – 18:00-21:30 Uhr

Ich freue mich auf ihre Anmeldung

Christina Till, Siechenfeldstraße 16, 74336 Brackenheim,

Tel.: 07135/7513, Mail: info@hauströpfle.de

Anmeldung vhs Unterland Clebronn

Der Kurs kostet einmalig an die vhs 45,00 €, Lebensmittel und Unkosten werden im Kurs abgerechnet. Pro Abend und Person 10,00 €

Mit freundlichen Grüßen aus dem Zabergäu

Christina Till, zertifizierte Weinerlebnis-, Landschafts- und Gästeführerin



Herzliche Einladung zum Treffen in Lunestedt

**am Samstag, den 28. April 2018 in der Gaststätte »Zur Deutschen Eiche«
 Westerbeverstedter Straße 88, 27616 Lunestedt**

Ab 11:00 Uhr Treffen und Zeit für Gespräche. In der Gaststätte kann zu angemessenen Preisen ein Mittagessen eingenommen werden.

Ab 13:30 Uhr ist der Veranstaltungssaal geöffnet. Für Kaffee und Kuchen wird von Seiten der Gaststätte beim Eintritt in den Saal wieder ein kleiner Betrag von ca. 7,50 € erhoben.

Um 14:00 Uhr beginnen wir mit der Begrüßung und den Ehrungen

Als Hauptpunkt dieses Treffens folgt der Vortrag von Norbert Brost (Heimatmuseum der Bessarabiendeutschen/ Stuttgart): »Bessarabische Ansichtskarten – ein Schatz des Heimatmuseums«

Danach folgt der Aufruf der Orte.

Von ca. 15:00 Uhr bis 16:00 Uhr ist dann eine Pause mit Zeit für Gespräche bei Kaffee und Kuchen.

Im Anschluss daran wird unsere stellvertretende Bundesvorsitzende Erika Wiener ein Grußwort sprechen und uns über Neues aus dem Bessarabiendeutschen Verein informieren.

Es folgt ein Film über »Hochzeitsbräuche in Bessarabien«

Nach dem Schlusswort ist um ca. 17:30 Uhr das Ende des Treffens.

Es freut sich auf das (Wieder-)Treffen

Ihr Veranstaltungsteam Ute Dreier, Beate Schaible-Schaub, Dr. Hans Rudolf Wahl

Neues aus Bessarabien

PASTOR I.R. ARNULF BAUMANN

Größerer Selbstständigkeit der Ukrainischen Orthodoxen Kirche des Moskauer Patriarchats

Bekanntlich ist die Russische Orthodoxe Kirche (ROK) auch in der Ukraine – und damit auch in deren bessarabischem Teil – die mit Abstand größte Kirchengemeinschaft. Da deren Kirchenleitung in Moskau angesiedelt ist, bringt das angesichts des seit Jahren schwelenden Konflikts zwischen der Russischen Föderation und der Ukraine auch für diese Kirche mancherlei Konfliktstoff, etwa durch den Übergang einzelner Gemeinden zur Ukrainischen Orthodoxen Kirche des Kiewer Patriarchats. Die Kirche versucht sich einigermaßen aus den Konflikten herauszuhalten, indem sie ihre Neutralität betont, wird aber immer wieder als „russische“ Kirche empfunden und dementsprechend abgelehnt. Nach einem Bericht der Zürcher Zeitschrift „Religion und Gesellschaft in Ost und West“ (RGOW) vom Januar 2018 hat die Bischofsversammlung der Russischen Orthodoxen Kirche beschlossen, ihren Gemeinden in der Ukraine größere Selbstständigkeit einzuräumen. Dies soll nicht nur – wie schon bisher – durch die Bezeichnung „Ukrainische Orthodoxe Kirche – Moskauer Patriarchat“ hervorgehoben werden; auch im Kirchenstatut der Gesamtkirche soll diese einen besonderen Abschnitt erhalten, in dem ihre „Unabhängigkeit und Selbstverwaltung“ betont und unterstrichen wird, sowie dass deren Zentrum Kiew sei. Damit wird auf Gesetzesinitiativen im ukrainischen Parlament reagiert, die Einschränkungen für Kirchen bedeuten würden, die ihre Verwaltungsspitze außerhalb der Ukraine haben.

Kiewer Patriarchat gesprächsbereit gegenüber der Russischen Kirche

In einem vor Weihnachten 2017 versandten Schreiben an ihre Gemeinden und das ukrainische Volk erklärte sich die Ukrainische Orthodoxe Kirche – Kiewer Patriarchat – zur Versöhnung mit ihrer Moskauer Schwesterkirche bereit (RGOW 1/2018). Die Bischofsversammlung der Russischen Orthodoxen Kirche setzte daraufhin eine Kommission für Verhandlungen mit der Ukrainischen Kirche ein. Der Kiewer Patriarch Filaret hatte sich an die Bischöfe der ROK gewandt und die Wiederherstellung der Kirchengemeinschaft beider Kirchen vorgeschlagen. Die ersten Reaktionen auf beiden Seiten zeigen je-

doch, dass noch große Hindernisse einer Annäherung im Weg stehen.

Vorerst keine positive Würdigung der Reformation im polnischen Parlament

Während sowohl Russland wie die Ukraine anlässlich des 500jährigen Reformationjubiläums die Bedeutung der Reformation für ihre Länder positiv gewürdigt haben (siehe zuletzt MB Dez. 2017, S. 23), konnte sich das Parlament, der Sejm, nicht zu einer ähnlichen Aussage entschließen. Eine Beschlussvorlage von zwei Nicht-Regierungsparteien zur positiven Bewertung der Reformation für die polnische Geschichte fand keine Zustimmung, wie RGOW 1/2018 berichtet. Darin sollte daran erinnert werden, dass die 1815 in das Zarenreich integrierte Adelsrepublik Polen „zu den tolerantesten Staaten in Europa gehörte und Bürger verschiedener Nationalitäten, Religionen und Kulturen vereinte“; den polnischen Protestanten solle aus Anlass des Jubiläums „Wertschätzung und Anerkennung für die Entwicklung unseres Staates und besonders seiner Kultur, Sprache und Tradition“ ausgesprochen werden. Die Annahme des Antrags wurde durch die Intervention einer katholischen Abgeordneten verhindert, die für die Überweisung der Vorlage an die Kultur- und Medienkommission eintrat, die bereits vorher einen ähnlichen Antrag abgewiesen hatte. Mit der Regierungsmehrheit der PiS-Partei wurde so beschlossen. Daraufhin wandten sich die Kirchenleitungen der lutherischen, reformierten und methodistischen Kirche in Polen an den Sejm mit der Bitte, diese Debatte nicht weiterzuführen: „Wir wollen nicht, dass über das Erbe der Reformation im Sejm der Republik Polen in solcher Weise diskutiert wird“. Andererseits bedankten sich die Kirchenleiter jedoch beim polnischen Staatspräsidenten Duda, dem Senat, den Vertretern der Römisch-Katholischen Kirche und anderer Kirchen und von Kommunalvertretungen, die ihre Wertschätzung des Reformationjubiläums auf vielfältige Weise zum Ausdruck gebracht hätten. (Das Geschehen ist ein weiteres Zeichen der engen Auffassung des Polentums, die die gegenwärtige Regierungspartei vertritt. A. B.)

Die rumänischen Kirchen und die Antikorruptionsbewegung

Nach weit verbreiteten Demonstrationen gegen die allgegenwärtige Korruption im Land mussten sich auch die Kirchen Ru-

mäniens mit der Thematik beschäftigen. Nach anfänglichem Zögern haben sich die Rumänisch-Orthodoxe Kirche, die mit Abstand größte Kirche des Landes, und die Römisch-Katholische Kirche Rumäniens entschieden, sich der Anti-Korruptionsbewegung anzuschließen und haben das im Februar 2017 in öffentlichen Erklärungen bekannt gemacht. Sie haben auch Maßnahmen ergriffen, um Priester und Bischöfe zu ermitteln, die sich selbst bereichert haben oder in der Zeit des Kommunismus als Informanten der Geheimpolizei tätig waren. Ein Beitrag von Lucian Turcescu „Korruption, Zivilgesellschaft und Kirche in Rumänien“ in RGOW 1/2018 informiert über diese Entwicklung, die ein wichtiger Schritt zur Befreiung des Landes von der Geißel der Korruption sein kann.

Neuordnung der medizinische Versorgung

Als Folge eines neuen Gesetzes zur Neuordnung der medizinischen Versorgung in der gesamten Ukraine fand am 4. Oktober 2017 ein Seminar für das gesamte medizinische Personal – Ärzte, Feldscher und Pflegerinnen – des Rayons Tarutino in der Sozialstation Winogradowka (Wittenberg) statt, über die Redakteur Viktor Gangan in der Ausgabe vom 27. Oktober berichtet. Diese Station wurde als Tagungsort ausgewählt, weil sie besonders gut ausgestattet ist. Ziel des neuen Gesetzes ist die flächendeckend gleichartige medizinische Versorgung der Bevölkerung der ganzen Ukraine, die offenbar bislang noch nicht überall erreicht ist. Dazu gehören die Sozialstationen in den Dörfern, die auch der einfachen medizinischen Versorgung dienen, und die bessere Vernetzung mit den Krankenhäusern und deren Ärzten. Alle Einrichtungen der medizinischen Versorgung sollen gleichmäßig und besser ausgestattet werden, was – etwa bei Blutdruckmessgeräten – noch nicht überall der Fall ist. Verantwortliche für den medizinischen Dienst auf höherer Ebene informierten über die geplanten Maßnahmen, die anscheinend manchen noch als Zukunftsmusik erschienen. Jedoch gibt das neue Gesetz Maßstäbe vor, die nach und nach erreicht werden sollen und die medizinische Versorgung auf dem Lande auf modernen Stand bringen sollen, wozu auch die Fortbildung des Personals gehört. Die Veranstaltung, die auch unterhaltsame Elemente wie Sketche aus dem Alltag umfasste, soll wiederholt werden.



LENA KOCH GEB. JOZEFOWSKI
YARKER, ONTARIO, CANADA

Seit vielen Jahren erforsche ich nun schon meine Vorfahren und die meines Mannes. Bei meinem Mann war der Anfang leichter als bei mir, da meine Schwiegermutter das Glück hatte, verschiedene Papiere durch Umsiedlung, Lager, Krieg und Flucht zu bringen.

Trotzdem ich nicht aus der Dobruška bin, hat sich die Dobruška-Kultur mit ihrer einzigartigen Zusammenstellung auch in unserem Haushalt festgesetzt und wird von mir erhalten. Durch Erzählungen meiner Schwiegermutter lernte ich viel und als Genealogin war es auch in meinem eigenen Interesse mehr dazu zu lernen. Heute weiß ich möglicherweise mehr über die Kultur und die Dobruška selbst, als Leute deren Vorfahren von da kamen, aber die sich in aller Welt verteilt haben.

Durch wunderbare Mitforscher bekam ich einen recht großen Stammbaum zusammen, den ich versuche so viel wie möglich zu erweitern. Mein Mann, der gerne Spaß macht, behauptete immer, dass er ein Nachkomme von Dschingis Khan sei, da er besonders als junger Mensch diesen mongolischen Einschlag im Aussehen hatte.

Als man dann vor einigen Jahren mehr und mehr anfang von DNA zu reden und was man alles damit machen kann, dachte ich, dass es auch für mich Zeit wird, mich mit diesen Dingen zu beschäftigen, um zu sehen, ob ich damit meine Forschung erweitern kann. Ich habe ganz besonders in meiner Familie so viele tote Punkte erreicht, bei denen auch die Kirchenbücher nicht genug Auskunft geben. Aber schon nach einigen gut gezielten Forschungen kam ich zu dem Ergebnis, dass auch mit DNA-Analysen nichts zu erreichen ist, wenn man keine zugehörigen Namen hat, um etwas zusammen zu stellen. Auch war mir alles einfach zu ungewiss und die Spekulationen von den Anbietern nicht unbedingt glaubwürdig. Vor allem mit den ethnischen Punkten hatte ich meine Bedenken. Wie diese so genannten Experten alles auslegten, kam mir zum Teil etwas unglaublich vor und ich hatte Schwierigkeiten Einiges zu glauben. Jede dieser Gesellschaften legte die Ergebnisse aus, wie sie es für richtig hielten.

Aber ich gehe gerne mit der Zeit und nach drei Jahren DNA hin und her geforscht, wurden die Preise dieser Tests erschwinglicher. Mein Mann und ich dachten, dass es mal einen Versuch wert sei. Eins ist ge-

wiss, wir hatten und haben noch mit dem Ergebnis viel Spaß und es war für uns gut angelegtes Geld und Quelle für die Ahnenforschung. Nicht nur um weiter zu lernen, sondern es war auch ein voller Erfolg auf der genealogischen Seite. Für mich ist die genealogische Seite der Übereinstimmungen (Match) am Wichtigsten, da man diesen zweifellos Glauben schenken kann. Herkunft und ethnische Völker sind nach meiner Ansicht zweifelhaft, aber geben trotz allem einen guten Unterhaltungswert ab, wenn man die Dinge nicht zu ernst nimmt und sie von der unterhaltsamen Seite betrachtet.

Den DNA Test habe ich mit der größten Datenbank der Welt gemacht, das ist immer noch Ancestry. Der Test ist leider in Deutschland nicht zu haben.

Es sollte sich doch wenigstens lohnen. Natürlich habe ich kaum Übereinstimmungen erwartet, da ich auf meiner Seite der Familie keine Daten von ausgewanderten Familien hatte und so gut wie alle Übereinstimmungen in der Ancestry Datenbank aus Nordamerika sind. Aber man kann nach der Ermittlung seine DNA zu anderen Gesellschaften hochladen, die freie Datenbanken besitzen und dann weiter mit Menschen aus anderen Ländern vergleichen.

Auf jeden Fall war es bei meinem Dobrušchaner Mann ein Bombeneinschlag. Auch ich hatte so viele Übereinstimmungen, die noch super viel Zeit beanspruchen um sie durchzusehen.

Ich musste lernen, wie man mit den Webseiten und DNA-Zahlen umgeht und trotzdem ich schon drei Jahre die DNA-Ergebnisse und was damit zusammenhängt, erforscht habe, stand ich vor einem total neuem Kapitel. Mein altes Gehirn musste wieder aufgeputzt werden und umlernen. Aber nach einer Woche ging es schon ganz gut und die Übereinstimmungen, die ich fand konnte ich mit einigen Familien im Dobrušchaner Stammbaum zusammenfügen.

Das Wiederfinden von Familien nach einigen Hundert Jahren



v.l.: Lena Koch, Joyce Schiller, Floyd Schiller, Twyla Schiller, Fred Koch 2017 beim Treffen in Radium, Britisch Kolumbia/Canada.

Nur waren und sind einige Leute nicht immer dazu bereit mitzumachen. Wahrscheinlich haben sie nur ihre DNA analysiert, da sie wissen wollten, wo ihre Vorfahren her kamen. Ja, und das muss man eben selbst herausfinden mit einem guten Stammbaum, viel Forschung und noch viel mehr Geduld. Die meisten Leute denken, wenn sie einen DNA-Test gemacht haben, dann öffnen sich alle Türen und die gebratenen Tauben fliegen ihnen nur so in den Mund. Aber so ist es leider nicht und dann sind sie enttäuscht.

Auf jeden Fall fand ich die Nachkommen eines Bruders unseres Opas Christian Jans mit dem Namen Heinrich Jans der noch nicht in meinem Stammbaum vertreten war. Ich hatte im Allgemeinen bisher kaum etwas von der Jans-Familie zusammengestellt, da keiner der Nachkommen richtig mit der Ahnenforschung helfen wollte. So kenne ich kaum Leute in Deutschland in der zweiten Generation, also Nachkommen der Geschwister unseres Opas Christian Jans.

Aber siehe da: durch einen zweiten Cousin mit seiner DNA und seine angeheiratete Frau, wie ich es bin, bekam ich einen super neuen Stammbaum mit einer neuen riesigen Familie in den USA. Einen vollen Stammbaum super und akkurat zusammengestellt von der Frau des Cousins meines Mannes. Vier Kinder wurden im zarten Kindesalter zur Adoption gegeben, da die Mutter leider nicht in der Lage war nach ihnen zu schauen. Der Cousin war

einer von diesen Kindern. DNA hat uns hier zusammen gebracht und der Stammbaum hat eindeutig diese Verbindung beglaubigt. Und so ging es und geht es immer noch weiter. Zwei Jungens sind von einem Dobrudschaner Ehepaar adoptiert worden, aber sie konnten sich noch an ihre Mutter erinnern. Auch hier in dieser Familie, welche schon rein amerikanisch war, ist ein Stück Dobrudschaner Kultur hängen geblieben.

Und nun, nach gut 19 Monaten Arbeit mit DNA-Daten, stosse ich auf etwas, dass schon irgendwie immer in meinem Kopf war, seitdem ich in die Dobrudschaner-Familie eingehiratet habe. Meine Familie ist zum größten Teil aus Posen und Ostpreußen. Die DNA sagt, dass ich Verbindungen weiter zurück nach Russland, Litauen, Weißrußland, Rumänien (Balkan) und natürlich Polen habe. Die Auswanderer um 1700 sind über Westpreußen, Pommern, Ostpreußen und auch Posen gezogen und haben ihre Spuren dort hinterlassen. Einige sind dort geblieben, andere sind weiter gezogen und haben ihr Glück in Russland versucht und später in Rumänien.

Ein Programm bei einem DNA-Verein zeigt an, wenn Eltern verwandt sind. Die Eltern meines Mannes sind eindeutig miteinander verwandt und ich habe durch DNA den Verwandtschaftsgrad gefunden.

Aber mein Mann und ich sind nicht verwandt. So sagt das Programm. Aber es zeigt nur den direkten Verwandtschaftsweg an und nicht den Indirekten. Also wie sagte man früher immer so schön: „Wir sind über 99 Ecken mit einander verwandt“

Ja, und das ist nun etwas, worüber ich mir den Kopf zerbreche und was noch tüchtig erforscht werden muss: Mein Mann und ich haben ein und den selben Match der etwa 200-250 Jahre zurück geht. Ist das nun ein Versehen von den Gesellschaften oder haben sich unsere Vorfahren vor 200-300 Jahre getroffen und vereint?

Wenn ich den Lebensweg der Dobrudschaner verfolge und den Lebensweg meiner Vorfahren, dann kommen verschiedene Familien schon öfters mal in die selbe Region. Ein Teil der Familie meiner Urgroßmutter lebte für fast 100 Jahre in einem rein deutschen Dorf und um dieses Dorf herum gab es einige andere deutsche Dörfer. Posen hat eine Geschichte, in der die Dörfer oft hin und her geschoben wurden zwischen Preußen und Polen. Nur geht bei mir die Zeit bis 1600 zurück und somit waren meine Vorfahren länger ansässig in Posen. Oder nicht? Haben einige der Durchwanderer schon länger dort gelebt und sind viel früher von irgendwo her zugewandert? Wir haben viele Namen gefunden, die sich in meiner

Familie mit der meines Mannes kreuzen. In Ostpreußen gab es viele Deutsche die nie Polnisch wurden oder waren. Auch hier sind Namen wie Klein, Kuehn, Albrecht, Anders, Weiss, Germann, Fischer, Hoffmann und mehr, die sich mit meinen Namen kreuzen.

Auf wundersame Weise kann man vielleicht diese Familien, die über einige 100 Jahre auseinander gefallen sind, wieder zusammen bringen. Aber ganz gleich, was die DNA aussagt oder was auch damit zusammen hängt, ohne einen guten Stammbaum mit Unterlagen, die aus Dokumenten von Kirchenbüchern und Standesämtern zusammengestellt sein müssen, tut sich nichts. Ohne diese Beweise ist es nur eine Spekulation und somit unbrauchbar für eine ordentliche Forschung.

Für meinen Mann, der kein Forscher ist, aber trotzdem großes Interesse an meiner Arbeit zeigt, und für mich, war der Test ein voller genealogischer Erfolg. Aber ob er ein Nachkomme von Dschingis Khan ist, das wissen wir immer noch nicht – möglich ist alles!

Wir haben wunderbare neue Verwandte kennen gelernt, was nie möglich gewesen wäre ohne DNA-Vergleich oder moderne Technologie. Dobrudschaner in der USA, die noch ein Stück der Kultur fest gehalten haben, ohne richtig zu wissen warum. Ein besonderes Volk dass nicht ausstirbt.

Leserbriefe

Die Umsiedlung in den Leserbriefen

PASTOR I.R. EGON BUCHHOLZ

Im MB des März fand mein Leserbrief keinen Raum, jetzt bezieht er sich auf alle Leserbriefe von Januar bis März. In der Frage, ob unsere Umsiedlung erzwungen oder freiwillig geschah, haben wir es mit zwei Seiten derselben Medaille zu tun. Bis zum Leserbrief von Herrn Jauch setzte ich voraus, dass uns allen bewusst ist, wie sie einander bedingen und zu tradieren sind. Die Autoren Koschyk und Sprecher verstand ich nicht so, dass wir „zwangsumgesiedelt“ wurden wie etwa die Vertriebenen ab 1945. Aber auch wer die Umtriebe der Gauleitung dafür geltend macht, verkennt die eigentlichen Ursachen, die keine rechte oder linke Gesinnung bestätigen, sondern sie erübrigen.

Denn alle Umsiedlungen waren in der Entscheidung Hitlers und Stalins zur gewaltsamen Landnahme und völkischen Flurbereinigung bis an ihre neuen Grenzen begründet! Das war überall mit Maßnahmen totaler Rechtlosigkeit verbunden, wie sie mit unserer russischen Besetzung begannen. Sofort wurden alle Vermögenden enteignet, beraubt und zahlreich ver-

haftet. Von Juli bis Sept. 1940 wusste auch jeder Schüler, dass wir ausnahmslos enteignet, enterbt, entwertet und so deportationsbedroht waren wie 1917.-

Meine Mutter erzählte mir vom Bruder ihres Vaters und dessen Schwiegersohn, Lehrer in Großliebental und Odessa, die 1937 nachts verhaftet wurden - und dass unser Dorfkommisсар bereits 12 Bauern mit Sibirien gedroht habe.

In dieser ausweglosen Lage erreichte uns aus Moskau und Berlin das Angebot zur freiwilligen Umsiedlung wie „Glockenklang“ in der Nacht, der uns auf den einzigen Ausweg in die Freiheit lockte. Über diese Vorentscheide unseres Schicksals urteilte Herr Fieß zutreffend: „Rein juristisch gesehen war es jedermanns freiwillige Entscheidung, sich umsiedeln zu lassen oder nicht.“ Anders kann darum auch sein lesenswertes Buch über unsere „Rückführung“ nicht gedeutet werden. Jedoch das 14 seitige Schreiben des Gauleiters an alle Landsleute versteht er ganz anders: „Nicht die freie Entscheidung war gefragt,... sondern die bedingungslose Unterwerfung.“ Solche Inhalte waren jetzt aber vor allem dem großdeutschen öffent-

lichen Selbstverständnis der NS und ihres Anspruchs gegenüber den Russen geschuldet! Dazu konnte die Gauleitung nur durch die deutsche Umsiedlungskommission ermächtigt und beauftragt sein, weil man gleichzeitig wusste, wie gefährdet wir noch waren und es nirgendwo einer zusätzlichen „politisch-moralischen Verpflichtung“ bedurfte, sich für die Umsiedlung zu entscheiden. Das Schreiben begann deshalb mit einer äußerst berechtigten Sorge, die offenbar bis heute missverstanden wird: „Der Gauleiter ist darum auf's weitgehendste bedacht, jeden, auch den letzten Volksgenossen mitzunehmen und lässt jedermann seine Betreuung mit Rat und Tat angedeihen.“ Das war eindeutig so zu verstehen: Auch wenn jemand verhaftet wird, wende man sich an mich! Denn unser rechtlich verbrieftes Anspruch auf Freiheit gehörte zur zweiten Seite der Medaille, der jeden dazu berechnete, den Sklavenstatus verlassen zu können.-

Wie unerwünscht das war, beschrieb Dr. Peter Kleist in seinem Buch „Die europäische Tragödie“. Er leitete die Verhandlungen für Bessarabien etc. in Moskau

und begleitete unsere Umsiedlung von Tarutino aus: „Von deutscher Seite suchten wir eine Bevölkerung mit ihrer Habe herauszuholen, die...den Wohlstand des ganzen Landes begründet hatte... Für die Sowjets aber wollten wir eine Handvoll Klassenfeinde befreien, die ihren Besitz der schamlosen Ausbeutung...verdankten. So fühlten wir uns in der Lage von Leuten, die mit Räubern um das Lösegeld für Gefangene verhandelten. (S.84) Viel eindrucksvoller war die Umsiedlung in Bessarabien selbst... Tausende von Rumänen, Bulgaren und Ukrainern drängten an die Tische der gemeinsamen Kommissionen... Das beliebteste Mittel der Sowjets war die Verhaftung führender Persönlichkeiten unter den wichtigsten Vorwänden.

Die unglücklichen Häftlinge zu befreien, war meine dringlichste Aufgabe. Ich setzte Himmel und Hölle in Bewegung, schrieb offene und chiffrierte Brandtelegramme nach Berlin und Moskau.... Ich glaube, dass dieser Zusammenhang sämtlichen Häftlingen das Leben rettete.“ (S.85) Deshalb waren die Vertreter der Gauleitung oder der Umsiedlungskommission seit ihrer Ankunft auch keine „Konsorten“, sondern sehr begehrte Kontaktpfleger in vielen bedrängenden Fragen! Von ihnen erfuhr meine Mutter, dass sie für unsere Sicherheit und Freiheit sorgen würden und wir uns nur ruhig verhalten und ihnen vertrauen sollten, bis wir Bessarabien verlassen können.

So wahr Hitlers und Stalins Politik zu unserer freiwilligen Umsiedlung führte, wurde Hitler auch zu unserem „Retter“ aus der existenziellen Bedrohung seit 1917.- Wir haben diese Erfahrung jedoch niemals nur seiner Regie verdankt - oder unsere lebensnotwendige „Freiwilligkeit“ zur Umsiedlung jemals in Anführungsstriche gesetzt! Als ob sie „damals nur rein formal als „richtig“ angesehen und verbreitet worden ist.“ (W. Schäfer) Herrn Schäfers Rückfragen zu unserer Volks- und Synodalgeschichte habe ich in meinem 2017 vollendetem Buch beantwortet! Nach dessen Druck wird es hier vorgestellt unter dem Titel: „Verwehte Spuren deutscher Kolonisten im Osten.“

Lieber Herr Schäfer!

Ihren Beitrag im Mitteilungsblatt über die Umsiedlung finde ich sehr gut, so wie auch das Buch „Die Rückführung“ von Heinz Fieß.

Sie haben den menschenverachtenden Umgang der Nazis mit der ganzen Bevölkerung Bessarabiens beim Namen genannt. Ich denke aber, daß sich unser „Altvorderen“ auch haben verführen lassen. Hinzu kam, daß viele Bessaraber zumindest schriftlichen Kontakt ins Reich hatten und von dort positive Nachrichten

bezüglich des Hitlerregimes bekamen. Wahr ist wohl, daß, wenn die Bessaraber geblieben wären, sie nach Sibirien deportiert worden wären. Aber Hitler hat sie veranlaßt „Heim ins Reich“ zu kommen mit vollkommen verlogenen Versprechungen. Auf diese Weise sind wir, meine Familie und viele andere, dann doch in Kasachstan gelandet.

In meinen jungen Jahren, als ich mich für Bessarabien noch nicht interessierte, habe ich unsere Leute über Dr. Broneske, über frühere Lehrer und Pastoren, nur mit

Ehrfurcht sprechen hören. Ich habe auch die beiden Bücher von Horst Eckert gelesen.

Mit meinen bescheidenen Geschichtskennntnissen finde ich es vollkommen unangebracht von Freiwilligkeit zur Umsiedlung zu sprechen und freue mich deshalb über Ihre fundierte Darstellung der Zwangslage.

Herzliche Grüße
Hedi Roßkopf

„Einer aus unserem Dorf“ von Artur Bender



Das Buch ist über den Bessarabiendeutschen Verein e.V. erhältlich
 Artikelnr.: 1305, Preis: 18 € inkl. MwSt. und zzgl. Versandkosten

EVA FISMER

Katlebug in Bessarabien war ein kleiner Ort auf einer Halbinsel im Alibey Liman, in der Mitte zwischen dem Dnjestr-Liman und dem Donaudelta. Es gehörte zur Kreisstadt Akkerman und zum Kirchspiel Posttal. Der nächste Markt war in Devizia, heute Dyviziya/Ukraine.

Oberderdingen ist eine schwäbische Gemeinde im Kraichgau im Nordosten des Landkreises Karlsruhe.

Diese beiden Orten sind durch den Lebensweg von Artur Bender miteinander verbunden worden. Unterwegs gab es Begegnungen mit Menschen aus vielerlei Völkern und Regionen, ihren Eigenheiten und Sprachen. Artur Bender ist ihnen mit unvoreingenommenen Interesse begegnet. Unter allen fand er solche, die einem das Leben schwer machen wollten (und konnten) und solchen, die halfen und sogar Freunde wurden. Welcher Sorte Mensch man begegnet ist zwar Zufall, aber mit gesundem – zudem im besten Sinne schwäbischen – Menschenverstand, kann man dem Glück zuweilen ein wenig die Tür öffnen – wie ein Bauer es formu-

lierte: „Do hot alles beten koin Wert, do muss Mist na“. Davon erzählt er in seinem Buch.

Seine Eltern Christian und Katre (Katharina) Bender hatten in Katlebug einen landwirtschaftlichen Betrieb und vier Kinder: Alma, Klara, Artur und Paul. Artur kam 1924 zur Welt. In Katlebug verbrachte er seine von positiven Familienverhältnissen sowie von schwäbischer Sprache und Lebensart geprägte Kindheit und Jugend. „... Als Kinder hatten wir es sehr schön, was das Spielen anbelangt. Unsere Dorfstraße war etwa hundert Meter breit. Die Brunnen waren mitten auf der Straße. Das war ideal geeignet zum Dreckkla. In den Brunnenrögen war immer Wasser und das haben wir dazu benutzt, um Lehm anzumachen und Kirchen zu bauen. Und wenn der Dreck gereicht hat, bauten wir auch noch einen Pfarrer. . .“ (S.7). Diese eher praktische Einstellung zur Religion als fester Bestandteil des Lebens, jedoch durchaus mit einigen kritischen Anmerkungen, was das „Bodenpersonal“ betrifft, behielt er auch später bei.

Wenn auch die Volksgruppen (Rumänen, Russen, Juden, Zigeuner um nur einige zu nennen) eher unter sich blieben, so hatten die Bessarabiendeutschen doch mit allen zu tun und man begegnete sich mit einer grundsätzlichen Wertschätzung.

„...Es war immer ein großes Erlebnis, wenn abends, schon bei Dunkelheit, mehrere russische Fuhrwerke aus Sarjari und Tschiritschinga durch Katlebug führen und gemeinsam gesungen wurde. Die Katlebuger gingen dann immer auf die Straße und lauschten diesem wunderschönen Gesang...“ (S.19)

Bei der Umsiedlung 1940 war Artur Bender 16 Jahre alt. Und: „... dem Dritten Reich total ergeben, waren wir zuversichtlich, obwohl wir überhaupt nicht wussten, was wir in diesem Land erleben würden...“ (S. 32). Über die Donau erreichte die Familie das Lager Bad Schlag bei Gablonz (Jablonec/Tschechien). Schon auf dieser Reise zeigte sich Arturs Fähigkeit, offen auf andere Menschen zuzugehen, eine Situation realistisch einzuschätzen und wenn möglich, Verbesserungsmaßnahmen zu ergreifen: Er suchte (und fand) immer Arbeit bei der einheimischen Bevölkerung. Seine freundliche, aber bestimmte und absolut zuverlässige Art brachte ihn der neuen Umgebung, den Menschen und Sprachen näher und er konnte praktisch dazu beitragen die persönliche und familiäre Situation zu verbessern.

Im September 1941 ging es weiter nach Grzybki in Polen (ca. 50 km westlich von Lodz), wo die Familie eine Hofstelle bewirtschaftete.

Im März 1942 mußte Artur zum Reichsarbeitsdienst (RAD). Nur zwei Wochen vor Beendigung des RAD zog er sich beim Entladen eines Waggons einen komplizierten Knöchelbruch zu. Im Nachhinein betrachtet ein Glücksfall, der die Einberufung zum Militärdienst hinauszögerte. Durch Begegnungen im Lazarett mit Kriegsverletzten aus Russland und Gespräche über Stalingrad wurde eigenes Denken über die nationalsozialistische Überzeugung und Krieg im allgemeinen in Gang gesetzt. Nach drei Monaten im Lazarett mußte er, zurück in Grzybki, zudem erfahren, daß viele Katlebuger schon gefallen waren.

Anfang 1944 wurden Artur und auch sein Vater einberufen. Ein Hilfseinsatz im zerbombten Frankfurt/Main während der Grundausbildung vergrößerte die Abscheu vor dem Krieg. Dann ging es nach Frankreich, an den Atlantik, wo sich der Partisanenkampf besonders lange hielt. „... Immer, wenn ich mal in Gefahr war, ist mir mein Konfirmationspruch eingefallen, Römer 12, Vers 12: »Seid fröhlich in der Hoffnung, geduldig im Trübsal, haltet an am Gebet«...“ (S.99). „...An das Letztere erinnerte ich mich insbesondere, als ich



im Schützengraben hockte und die Artilleriegranaten des Feindes mir über den Kopf flogen. Beim strengen Nachdenken wurde mir klar, dass die, welche Granaten gegen uns abschossen, gar nicht unsere Feinde waren, sondern unsere Feinde waren die, für die sie schießen mussten...“ (S.41)

Am 16.04.1944 begaben sich Artur und einige Kameraden in französische Kriegsgefangenschaft. Zunächst im Lager Soulac, kamen sie 1946 in das Lager Saint Médard-en Jalles nahe Bordeaux. Hunger und Krankheiten wurden hier lebensbedrohlich. Artur und einige Kameraden hielten sich deswegen nahe der Lagertore auf und waren dann auch schnell zur Stelle, als einige Weinbauern aus der Gegend Arbeiter abholten. Artur kam auf das Weingut Chateau Claire Abbaye bei Gensac. Die Familie Lehmann, deutsche Juden aus Duisburg, und die angeheiratete französische Familie Billaut waren die Besitzer. Hier verbrachte Artur eine gute Zeit, Freundschaften entstanden, die heute noch andauern. „... Warum waren denn die einzelnen Nationen so gegeneinander verhasst? Wenn ich heute, sechzig Jahre später, darüber nachdenke, fällt mir das Gebot ein: »Vernichtet eure Feinde, indem ihr sie zu Freunden macht«. Auf diesem Gebiet kann man im täglichen Leben viel tun...“ (S. 87)

Endlich, im September 48 konnte er dann zu seiner Familie nach Deutschland zurückkehren. Die war derweil in Oberderdingen im Kraichgau gelandet. Die Unterkunft war schlimm, 8 Leute in 2 Räumen, zu essen gab es nur sehr wenig, trotzdem fühlte sich die Familie hier im Schwäbischen doch recht heimisch. Artur und sein Bruder fanden Arbeit, wenn auch in einer Fabrik, und bald darauf lernte er seine zukünftige Frau Waltraut Johanna geb. Schreder aus Oberderdingen kennen. Am 25.11.1950 war Hochzeit.

Die Wohnsituation verbesserte sich etwas. Nebenberuflich schlugen bei Artur die landwirtschaftlichen Wurzeln voll durch: hier ein Schwein zur Mast, da ein paar Hühner, dort ein Stückchen Land, so fing

Christof	
Wiedmann J.	
Bender E.	Krämer G.
Bender H.	Zaiser
Kraft, D. (s'Dannele)	Vollmer
Schuh H.	Schuler
Bender G.	Wujewski
Rausser	Glaß M.
Katl	Baisch
Wahl J.	Biffart
Bast Matheis	Schuh G.
Schuh J.	Konstantin
Bast Chr.	Sawall Chr.
Rall D.	Steg E.
Riebart	Haas
Wiedmann H.	Haisch E.
Krause Otto	Bast A.
Hermann	Hannemann
Ulrich Berthold	Steg Chr.
Fälchle G.	Breitenbücher
Fälchle E.	Döring
Keller	Kuch
Weißpfennig G.	Rein F.
Haisch F.	Glaß A.
Berg F.	Glaß J.
Jeske J.	Schäfer
Krämer G.	Scherbinski
Schütt	Bauer Konstantin
Kraft S.	Bender Christian
SCHULE	Ebinger J.
Kraft Eduard	Ebinger O.
Kraft Rosine	Schuh G.
Rein	Bender O.
Rein	Bender J.
Kraft D.	Kraft J.
Jasman	Haisch E.
Krämer Jaschka	Haisch F.
Huber E.	Mutschler Adam
Schorr P.	Rall
Steg A.	Schorr E.
Steg A.	Schorr Jakob
Schorr G.	Schorr Johann
Schorr O.	Sergej (Hirt)

es an, und wuchs über die Jahre zu 600 Legehennen, 800 Hähnchen, 10 Schweinen im Freien, und 65 Schafen und Ziegen an, die vielen Obstbäume auf dem Grundstück „Am Froschgraben“ Getreideacker und Heuwiese nicht zu vergessen. Die Produkte davon wurden z.T. vermarktet, gegrillte Hähnchen z.B. waren der Renner bei vielen Veranstaltungen, der Eierstand ein fester Bestandteil des Wochenmarktes. Aber die landwirtschaftliche Tätigkeit war immer auch ein Quell tiefer Befriedigung und Freude für Artur Bender, so daß er sich erst mit 78 Jahren aus Vernunftgründen davon löste.

Durch den Lastenausgleich wurde ein Hausbau möglich. Waltraut Johanna kümmerte sich um den Haushalt mit drei Kindern und schaffte es nicht nur ihren erlernten Beruf der Schneiderin zu Hause weiterzuführen, sondern sich noch zur Bürokauffrau und später zur Yogalehrerin fortzubilden. Trotzdem gelang hin und wieder zwei, drei Wochen eine gemeinsamen Urlaub zu organisieren. Zweimal reisten sie auch nach Rumänien ans

Schwarze Meer, in die Nähe, jedoch aufgrund der schwierigen Einreisebedingungen nicht ganz zurück an den Ort von Arturs erster Heimat.

Artur Benders Einsatz für verbesserte Lebensbedingungen führten ihn (und später den ältesten Sohn Sieghard) zur Gewerkschaftsarbeit bis zum Betriebsrat. Als Ruhestandler wechselte er in den Gemeinderat. Überhaupt: „...zähle ich mich heute schon zu den Ureinwohnern von Oberdingen...“ (S.249) – dazu trugen natürlich auch die schwäbische Sprache und Lebensart bei, die er ja von klein auf ge-

wohnt war. Auch durch die langjährigen Mitgliedschaften in mehreren Ortsvereinen wurde die enge Verbundenheit mit dem zweiten Heimatort gepflegt.

Mit der Schilderung der Feier zu seinem 80sten Geburtstag endet das Buch von Artur Bender.

Zum Glück hat seine Waltraut nicht locker gelassen, ihn dazu zu ermuntern, seinen Lebenslauf in Worte zu fassen und mit Hilfe der Tochter Kerstin in Buchform zu bringen. Am 10.01.2009 endete der Lebensweg von Artur Bender im Alter von 84 Jahren.

Im Nachwort (S.280) schrieb er:

„Ich, Artur Bender, habe mich entschlossen, meine Erlebnisse niederzuschreiben, um meinen Nachkommen vor Augen zu führen, wie dumm ein Krieg ist und wie abscheulich seine Folgen sein können.

Ich habe auch mit der Absicht geschrieben, dazu beizutragen, die Kultur in unserer Gesellschaft zu verbessern. Insbesondere können wir Kultur verbessern, wenn wir den Vorurteilen gegen Andersstämmige entgegengetreten. Es wäre mein größter Wunsch, mit meinem Buch zum Abbau von Vorurteilen beigetragen zu haben.“

Spenden

Der Vorstand des Bessarabiendeutschen Vereins dankt allen Spenderinnen und Spendern herzlich für die Zuwendungen, die unser Verein in den zurückliegenden Monaten erhielt. Mit ihren Spenden helfen sie uns sehr, unsere satzungsgemäßen Aufgaben, einschließlich der Bessarabienhilfe in guter Weise durchführen zu können. Bitte bleiben Sie uns auch zukünftig verbunden.

i. A. Günther Vossler, Bundesvorsitzender

Allgemeine Vereinsarbeit

Lilli Abel Angern, 20 € – Roland Bloch, Mutlangen, 50 € – Oliver Dermann, Stuttgart, 50 € – Helmut Dietterle, Sachsenheim, 30 € – Elke Dobusch, Freiberg, 10 € – Lieselotte Drexler, Weilheim, 25 € – Dr. Horst Eckert, Berlin, 50 € – Martin Eininger, Dettingen, 120 € – Egon Fälchle, Schwaikheim, 50 € – Heike Fatteicher, Ziesendorf, 30 € – Viktor Fritz, Pforzheim, 50 € – Volker Greis, Burbach, 30 € – Edith Gurr, Neckarsulm, 100 € – Lilli Heckeler, Leonberg, 100 € – Linda Heiland, Hamburg, 50 € – Eugen Höhn, Espelkamp, 50 € – Hildegard Höhn, Backnang, 50 € – Dekan i. R. Hans Issler, Nördlingen, 100 € – Lieselotte Ivenz, Stuttgart, 5 € – bekannt, Tamm, 50 € – Elke Jeute, 50 € – Wilma Käse, Alfeld, 15 € – Sabine Keller, Kornwestheim, 50 € – Hannelore Klein, Filderstadt, 20 € – Anna-Dorothea Kleinschmidt, Bad Wimpfen, 50 € – Marianne Krüger, Ditzingen, 10 € – Hulda Lächelt, Springe, 100 € – Veronika Landwehrs, Viersen, 30 € – Heinrich Mauch, Nürtingen, 50 € – Viktor Mauch, Weil im Schönbuch, 200 € – Arthur Müller, Albershausen, 10 € – Ines Pelz, Berlin, 10 € – bekannt, Rutesheim, 100 € – Alfred Raiser, Bad Homburg, 50 € – Emil Rauser, Gransee, 50 € – Udo Rothacker, Villingen-Schwenningen, 100 € – Dr. Karl-Heinz Schulz, Hamburg, 50 € – Rüdiger Schwab, Ascheffel, 10 € – Hilde Stern, Dillenburg, 100 € – Oskar Stuber, Freudenstadt, 30 € – Markus Taschendorf, Tornesch, 20 € – Alma Wagner, Aspach, 15 € – Erwin Werner, Springe, 45,10 €

Weihnachtsspende – Lilli Abel, Duisburg, 100 € – Hugo Adolf, Eberstadt, 100 € – Oskar Ahl, Otterndorf, 50 € – Edith Altenhain, Sprockhövel, 20 € – Lucie Andres, Nauen, 10 € – Anita Bach, Diemelstadt, 100 € – Elfriede Bahr, Stade, 100 € – Baier Erdbau-und Transport GmbH, 30 € – Ottilie Baldzer, Stuttgart, 50 € – Ruth Bantle, Böisingen, 30 € – Gisela Bargmann, Nordenham, 20 € – Maria Anna Bartscher, Warburg, 30 € – Eva Bauer, Tangermünde, 50 € – Tine Bauer, Kirchardt, 50 € – Edgar Baumann, Bockenem, 10 € – Erika Baumann, Massenbachhausen, 20 € – Winfried Baumann, Zörbig, 15 € – Heidrun Baur, Waiblingen, 35 € – Manfred Beck, Murrhardt,

30 € – Horst Becker, Sachsenheim, 15 € – Sieglinde Belder, Lutherstadt Wittenberg, 20 € – Hilde Benck, Kehl, 15 € – Hedwig Berkl, Lorch, 50 € – Ingrid Betke, Berlin, 30 € – Frieda Beyer, Wolmirstedt, 20 € – Annemarie Birkholz, Weil am Rhein, 20 € – Hedi Blaser, Grünkraut, 15 € – Bernd Blumenthal, Bovenndorf, 20 € – Aline Böge, Markranstädt, 25 € – Arnold Boger, Vaihingen, 50 € – Erika Bogner, Schwaikheim, 50 € – Angelika Bohle, Seelze, 100 € – Michel Bonkowski, Fredenbeck, 30 € – Ilse Borcea, Gelsenkirchen, 20 € – Kuno Böttcher, Wernigerode, 30 € – David Bredy, Hohenroda, 30 € – Emilie Brenneisen, Rheinfelden, 20 € – Margarete Brenner, Allmersbach, 50 € – Monika Bretzke, Brook, 20 € – Erich Brickmann, Dransfeld, 50 € – Berthold Bross, Königs Wusterhausen, 20 € – Doris Brumund, Berg, 20 € – Ilse Büber-Schmidt, Blankenburg, 40 € – Viktor Büchele, Uffenheim, 25 € – Pastor i.R. Egon Buchholz, Bad Bevensen, 100 € – Pi.R. Werner Buchholz, Schenefeld, 200 € – Helmut Buck, Apensen, 20 € – Erwin Budau, Schiffdorf, 50 € – Ella Bunge, Hagenow, 100 € – Ella Buri, Frankfurt, 20 € – Heinz-Dieter Burkhardt, Schwerin, 30 € – Alide Butz, Nürtingen, 50 € – Herbert Damaschke, Bopfingen, 30 € – Rolf Detering, Weyhe, 30 € – Hans Dietrich, Backnang, 100 € – Dr. Michael Dietterle, Aalen, 50 € – Irmgard Dilger, Schorndorf, 50 € – Brigitte Doering, Untergruppenbach-Unterheinriet, 300 € – Heinz Döffinger, Leipzig, 30 € – Robert Döffinger, Mühlacker, 100 € – Brigitte Dorn, Zahna, 20 € – Emil Dreher, Woltersdorf, 20 € – Erika Düwel, Rövershagen, 30 € – Erika Eberhardt, Bodelhausen, 20 € – Ralf M. Ebinger, Murr, 20 € – Ingrid Ellwanger, Stuttgart, 20 € – Hilde Engelfried, Stuttgart, 100 € – Hildegard Entenmann, Besigheim, 50 € – Otto Ergezinger, Gronau, 200 € – Ewald Eßlinger, Ludwigsburg, 20 € – Sieglinde Ewert, Achim, 20 € – Egon Fälchle, Schwaikheim, 150 € – Helmut Falk, Winsen, 20 € – Heinz Faul, Ulm, 25 € – Andreas Felchle, Maulbronn, 100 € – Gertrud Felchner, Meisdorf, 15 € – Elsa Fiedler, Herbrechtingen, 20 € – Artur Fießl, Wendlingen, 50 € – Walter Fiess, Bietigheim-Bissingen, 50 € – Hildegard Fischer, Köln, 100 € – Angelika Flor, Hanerau-Hademar-

schen, 30 € – Hermann Föll, Albershausen, 20 € – Ingrid Frank, Lauffen, 50 € – Helmut Franz, Dolgeln, 100 € – Dr. Wolfgang Friedrich, Bad Bodenteich, 100 € – Gero Frick, Dahlenberg, 10 € – Hulda Frick, Groß-Umstadt, 50 € – Luise Frick, Groß-Umstadt, 50 € – Edgar Fried, Einbeck, 50 € – Karlheinz Friederich, Lutherstadt Eisleben, 50 € – Hermann Frömmrich, Hamburg, 100 € – Herbert Gaiser, Hohen Wangelin, 50 € – Irmgard Ganske, Böblingen, 50 € – Petra Garthoff, Düssin, 20 € – Hannelore Gläser, Ostfildern, 30 € – Klara Glenk, Auenwald, 30 € – Lilli Göbel, Hagen, 50 € – Charlotte Göppert, Sinsheim, 100 € – Angelika Gosch, Wedemark, 30 € – Irma Gosewitz, Bad Kösen, 40 € – Irma Gross, Neu Wulmstorf, 20 € – Christa Großhans, Neustadt/Orla, 15 € – Guenter Grossmann, 10 € – Ella Gutke, Hattorf / Harz, 50 € – Prof. Dr. Hans-Dieter Haas, Bad Wörishofen, 50 € – Karin Haberkorn, München, 30 € – Egon Hägele, Beilstein, 100 € – Annelore Hahn, Aichwald, 50 € – Werner Hannemann, Glashütten, 20 € – Kuno Harsch, Groß Pankow, 10 € – Karlheinz Heier, Winnenden, 26,80 € – Erna Heinz, Leinfelden-Echterdingen, 20 € – Waltraud Hennig, Chemnitz, 25 € – Gundula Herrmann, Ludwigsburg, 100 € – Horst Heß, Mainhardt, 50 € – Manfred Hess, Schwäbisch Gmünd, 50 € – Ella Hintsche, Zörbig, 50 € – Marianne Hintze, Milower Land, 20 € – Wilhelm Hirzmann, Erpel, 20 € – Zita Hobben-siefken, Ganderkesee, 20 € – Johannes Hoffart, Triefenstein, 10 € – Artur Hoffmann, Ludwigsburg, 50 € – Ernst Hoffmann, Langenstein, 20 € – Gert Hoffmann, Brackenheim, 100 € – Dr.med. Christoph Höger, Göttingen, 200 € – Dipl.Ing. Olaf Hollinger, Jena, 50 € – Propst i. R. Erwin Horning, Mölln, 50 € – Gerd Hornung, Mühlacker, 50 € – Ewald Höschele, Groß Meckelsen, 30 € – Ella Hotopp, Einbeck, 20 € – Renate Howe-Engfer, Steinfurt, 50 € – Johannes Huber, Bad Soden, 100 € – Erna Iri-son, Munderkingen, 50 € – Horst Ernst Isert, Karlsruhe, 100 € – Thomas Jakob, Erbach, 50 € – Hermann Kälber, Hechingen, 20 € – Eduard Kalisch, Seelow, 20 € – Daniel Kalm-bach, Holle, 20 € – Ernst Kalmbach, Stadtlohn, 15 € – Egon Kämmler, Suhl, 20 € – Walter Kämpf, Korntal-Münchingen, 100 € – Elvira

Kargl, Sindelfingen, 20 € – Elfriede Kaufmann, Egenhausen, 20 € – Hilde Kaupp, Obersulm, 10 € – Günter Kausmann, Ludwigsfelde, 20 € – Arno Keller, Backnang, 100 € – Artur Keller, Wittingen, 50 € – Loni Keller, Reinbek, 30 € – Ruth Keller, Mühlacker, 10 € – Theodor Keller, Kirchheim, 200 € – Woldemar Keller, Backnang, 50 € – Eleonore Kelm, Leutershausen, 30 € – Jürgen Keppler, Tamm, 30 € – Ursula Key, Reinbek, 15 € – Bettina Kiefer, Wernau, 50 € – Frieda Kienle, Weil der Stadt, 50 € – Dipl.-Ing. Adolf Kinkel, Oettingen, 200 € – Melitta Kirchner, Aalen, 20 € – Dr. med. Bernd Kisse, Bargtheide, 100 € – Emma Klaas, Köln, 20 € – Wally Klaiber, Metzingen, 100 € – Wilfried Klaiber, Oberriexingen, 30 € – Andreas Klein, Lichtentanne, 50 € – Gudrun Klein, Alt Meteln, 10 € – Peter Klein, Schelklingen, 5 € – Wilma Klein, Rheinau, 50 € – Annelore Klenke, Halle, 30 € – Hildegard Klinke, Ketsch, 50 € – Werner Klotzbücher, Adelmansfelden, 200 € – Jakob Knobloch, Gifhorn, 5 € – Antje Knodel, Hemmingen, 30 € – Lothar Knodel, Ketzin, 5 € – Herbert Knöller, Steinheim, 50 € – Bernd Knoops-Schuler, Dillingen, 50 € – Alfred Kober, Ostfildern, 50 € – Hannelore Köhler, Ostfildern, 30 € – Gerald König, München, 50 € – Waltraud Kopsch, Wahrenbrück, 50 € – Werner Krämer, Aspach, 10 € – Klara Krause, Kernen, 50 € – Claudia Kroll, Rottenburg, 50 € – Ortwin Kroll, Esslingen, 50 € – Gertrud Krömker, Bad Oeynhausen, 30 € – Freya Krüger, Moormerland, 50 € – Helmut Kunusch, Schrozberg, 30 € – Holger Kupka, Hildesheim, 100 € – Nelly Laible, Murrhardt, 15 € – Wilma Langholz, Schnackenburg, 100 € – Sieglinde Latzer, Wildberg, 25 € – Dieter Lehr, Kirchardt, 25 € – Else Leitz, Schwaigern, 20 € – Erika Lemnitzer, Bergreinfeld, 20 € – Martina Lengler, Neuenstein, 25 € – Elfriede Lenthe, Delmenhorst, 20 € – Lydia Liebsch, Aichwald, 50 € – Ella Lindenberg, Weyhe, 10 € – Else Linderkamp, Nienburg, 50 € – Hannelore Link, Korntal-Münchingen, 200 € – Hugo Wolfgang Maas, Haschbach, 25 € – Günter Mahler, Backnang, 30 € – Reiner Mahler, Hergisdorf, 25 € – Dr. Gert Maichel, Dortmund, 100 € – Peter Maier, Berlin, 30 € – Max Malke, Stuttgart, 20 € – Korina Maloszyk, Sondershausen, 5 € – Wilma Marek, Murrhardt, 15 € – Bruno Martsch, Rosenheim, 50 € – Elfrieda Matthäus, Bremervörde, 20 € – Erwin Mattheis, Bietigheim-Bissingen, 50 € – Gisela Mattheis, Hardegsen, 50 € – Olaf Mattheis, Schöntal, 20 € – Paul Mattheis, Kamen, 50 € – Rita Matysiak, Schneverdingen, 30 € – Arthur Mayer, Auenwald, 30 € – Johannes Mayer, Gifhorn, 10 € – Manfred Menne, Winnenden, 50 € – Rita Mertens, Spremberg, 30 € – Rigolf Methling, Loburg, 100 € – Annemarie Meyer, Hildesheim, 100 € – Ilse Michaelis, Klostermansfeld, 20 € – Paul Mix, Ingersheim, 20 € – Birgit Mogck, Kirch Mulsow, 50 € – Leopoldine Mögelin, Mücheln, 10 € – Elisabeth Moritz, Achim, 25 € – Christian Müller, Leonberg, 50 € – Elvira Müller, Weyhe, 10 € – Frank Müller, Leonberg, 100 € – Helga Müller, Altenriet, 30 € – Ingrid Müller, , 50 € – Manfred Müller, Esslingen, 10 € – Christel Mundt, Schwerin, 50 € – Helga Nagel, Düssin, 20 € – Alma Nannt, Munster, 10 € – Maria Niendorf, Gielow, 10 € – Emil Nill, Hofheim, 20 € – Klaus Nitschke, Güstrow, 50 € – Werner Nitte, Leipzig, 30 € – Annemarie Oberschilp, Mettmann, 20 € – Arthur Oelke, Weilheim,

50 € – Hilda Oelke, Serrahn, 20 € – Ella Oertle, Waiblingen, 30 € – Antje Ost, Sandersleben, 50 € – Elvira Ott, Mahlow, 20 € – Berta Otten, Tiste, 30 € – Robert Otterstätter, Schwarmstedt, 50 € – Anneliese Pinzer, Höhenkirchen, 30 € – Karin Plate, Farven, 30 € – Annemarie Polster, Chemnitz, 50 € – Klaus Pressler, Rot am See, 20 € – Erika Proppe, Stuttgart, 50 € – Wanda Puls, Kirchgrubenhagen, 20 € – Uwe Quellmann, Wiesbaden, 100 € – Heide Lore Raab, Aichwald, 20 € – Waldemar Radke, Twistetal, 20 € – Ingrid Rathke, Bismark, 10 € – Marlene Rausch, Frankenhart, 150 € – Elfriede Rayzik, Achim, 50 € – Erich Rehmann, Hann. Münden, 20 € – Brigitte Reich, Rutesheim, 30 € – Waldemar Reinke, Schramberg, 20 € – Bruno Reinschmidt, Schwerin, 20 € – Werner Reinschmidt, Wittenburg, 30 € – Gerhard Reisser, Bad Münder, 30 € – Johannes Renke, Mainhardt, 40 € – Siegfried Renz, Donzdorf, 40 € – Hugo Reule, Großbottwar, 50 € – Lieselotte Reuter, Reutlingen, 20 € – Hugo Richter, Trebur, 20 € – Arnold Rieger, Cuxhaven, 30 € – Manfred Riethmüller, Weisach, 50 € – Herbert Ring, Braunsbedra, 20 € – Christina Ritter, Rieder, 50 € – Ella Roppel, Herbrechtingen, 20 € – Egon Rößler, Vaihingen, 50 € – Volker Roßmann, Baunach, 50 € – Paul Roth, Kirchberg, 50 € – Emil Rothfuß, Holzgerlingen, 30 € – Arnold Ruff, Achim, 25 € – Eckhardt Ruff, Syke, 20 € – Hugo Sackmann, Marbach, 30 € – Ella Sander, Kuchelmiß, 15 € – Robert Sasse, Leipzig, 20 € – Marina Saufklever, Satow, 20 € – Eleonore Sautter, Althengstett, 20 € – Günter Sawall, Eggerstorf, 20 € – Theophil Schaal, Berghaupten, 30 € – Meinhard Schadow, Retzow, 30 € – Erwin Schäfer, Neu Wulmstorf, 25 € – Johannes Schäfer, Roigheim, 50 € – Liselotte Schäfer, Crailsheim, 20 € – Berta Schallock, Magdeburg, 20 € – Edith Schatt, Schwarzach, 20 € – Karl-Heinz Schaupp, Berglen, 50 € – Friedrich Schill, Stade, 20 € – Hugo Schlaps, Bad Salzuflen, 20 € – Johannes Schlauch, Rottweil, 40 € – Waltraut Schlegel, Bietigheim-Bissingen, 25 € – Siegfried Schlenker, Nürtingen, 100 € – Jessica Schmid, Sontheim, 20 € – Edgar Schmidt, Ilfeld, 10 € – Robert Schmidt, Filderstadt, 25 € – Edith Schneider, Schneverdingen, 100 € – Gerhard Schneider, Fürstenwalde, 25 € – Margit Schnuchel, Berlin, 100 € – Rosemarie Schon, Hamdorf, 20 € – Helmut Schorr, Melldorf, 20 € – Hildegard Schöttle, Lüder, 20 € – Hildegard Schöttle, Reken, 40 € – Anna Schreier, Steinenbronn, 50 € – Birgit Schubert, Gladbeck, 50 € – Hannelore Schultz, Priborn, 10 € – Ernst Schulz, Kappeln, 100 € – Gottfried Schulz, Wermelskirchen, 10 € – Karin Schütt, Wernau, 50 € – Lothar Schwandt, Wallhausen, 50 € – Gerhard Schwegler, Kirchheim, 50 € – Erika Seiche, Bernburg, 30 € – Alwine Seidel, Berlin, 25 € – Albert Seitz, Ruppertshofen, 80 € – Helmut Serr, Mannheim, 10 € – Elfriede Siegl, Knittlingen, 30 € – Erwin Siegler, Ilshofen, 100 € – Arnold Siewert, Roskow, 20 € – Gerhard Simon, Wenzlow, 10 € – Matthias Sohn, Hamburg, 20 € – Wanda Sperner, Neckartenzlingen, 30 € – Arnold Sprenger, Kirchlinteln, 20 € – Gertrud Stadel, Lorch, 10 € – Alfred Steeg, Schwieberdingen, 50 € – Bruno Steinwand, Ludwigsburg, 50 € – Ortwin Steinwand, Berlin, 20 € – Helga Stelter, Bad Mergentheim, 30 € – Erwin Stepper, Wietzen, 60 € – Emil Stickle, Marbach, 100 € – Ingrid Stiefel, Gerlingen, 20 € – Hartmut Strobel, Eisenhüttenstadt, 50 € – Nelli Strojnow,

Dierdorf, 10 € – Brunhilde Stumpfe, Ziesar, 5 € – Horst Stutz, Berlin, 30 € – Erwin Suckut, Bad Gandersheim, 25 € – Hugo Sulz, Dornstetten, 10 € – Heinrich Sülzle, Winsen, 20 € – Renate Tarnaske, Neu Wulmstorf, 50 € – Thomas Thiele, Edemissen, 50 € – Gerhard Thielemann, Seegebiet Mansfelder Land, 20 € – Else Timmermann, Mühlen Eichsen, 20 € – Elke Tonn, Bremen, 20 € – Alwin Tramnitzke, Düssin, 50 € – Walter Traub, Schwieberdingen, 30 € – Siegfried Trautwein, Nagold, 50 € – Edith Tschirter, Kornwestheim, 30 € – Thomas Unrath, Bad Wimpfen, 50 € – Alide Unterseher, Mühlacker, 20 € – Peter Uter, Büddenstedt, 15 € – Helene Vollmer, Korntal-Münchingen, 49,70 € – Adelheid von der Beck, Herne, 30 € – bekannt, Marbach, 140 € – Wanda Waldmann, Künzelsau, 100 € – Annette Walter, Seevetal, 50 € – Jakob Walter, Hoppegarten, 20 € – Gerlinde Wanke, Geislingen, 40 € – Hugo Wanke, Gemmingen, 100 € – Margot Wanke, Murr, 20 € – Corinna Warnick, Gölzow, 30 € – Hildegard Weber, Altenriet, 30 € – Irma Weber, Andernach, 40 € – Irene Wech, Lenningen, 50 € – Dagmar Weimar, Ahlden, 20 € – Anna-Maria Weippert, Loxstedt, 10 € – Gerhard Weispfenning, Neckarsulm, 20 € – Anita Weiss, Reinbek, 20 € – Eleonore Weiß, Murrhardt, 50 € – Helga Weißert, Mühlacker, 15 € – Elfriede Wentzel, Jena, 10 € – Adine Westerhold, Herford, 20 € – Linda Weyhmüller, Stuttgart, 50 € – Wilma Wiederrich, Wernau, 50 € – Artur Wiederspohn, Much, 40 € – Erwin und Edelgard Wiege, Lübtheen, 10 € – Erika Wiener, Munster, 100 € – Anna Wilheine, Gifhorn, 10 € – Gerhard Willing, Leipzig, 15 € – Helmut Winter, Gyhum, 50 € – Gertrud Witzleb, Wolfsburg, 20 € – Erhard Wolff, Glückstadt, 20 € – Irma Wörner, Bönningheim, 25 € – Ulf-Wolfgang Würch, Unterschleißheim, 100 € – Elisabeth Zauner, Schweinfurt, 20 € – Eva-Maria Zimmermann, Mansfeld, 15,00 €

Heimatmuseum – Dr. h. c. Edwin Kelm, Möglingen, 1.000 € – Dr. h. c. Edwin Kelm, Möglingen, 10.000 € – Renate Lehmann, Reutlingen, 50,00 €

Familienkunde – Allyn Brosz, WASHINGTON D.C. 20015-2554, 18,30 € – Robert Döffinger, Mühlacker, 100 € – Bärbel Ehmman, Steinenbronn, 50 € – Elfriede Lindenthal, Sachsenheim, 50 € – Diana Notter, Maulbronn, 50 € – Gisela Rapp, Esslingen, 30 € – Hans-Dieter Reuter, Jürgenstorf, 100 € – Renate Roth, Oppenweiler, 120 € – Alwine Sperling, Lübz, 150 € – Gotthold Neubauer, Ahrensburg, 20 € – Thusnelda Nelly Rapp, Leonberg, 30 € – Beate Reimer, Asbach, 50 € – Erwin Stepper, Wietzen, 50 € – Wilhelm Witte, Winnenden, 20 € – Christoph Zeske, Lübeck, 100,00 €

Bad Sachsa – bekannt, Marbach, 160,00 €

Kulturarbeit – Selma Adomeit, Burgdorf, 50 € – Ulrike Bogner, Stuttgart, 150 € – Ilse Fischer, Holzmaden, 80 € – Viktor Fritz, Pforzheim, 200 € – Ernst Geigle, Brackenheim, 15 € – Ida Hackelberg, Bad Sachsa, 15 € – Elly Jonuschat, 50 € – Horst Gunter Knöll, Heidenheim, 70 € – Heinrich Sackmann, Walsrode, 50 € – Arnold Schmied, Magdala, 40 € – Elwire Weickhmann, Dormitz, 50,00 €

Alexandrowka – Jakob Schaupp, Stechow-ferchesar, 100,00 €

Alt-Posttal – Nelli Kalmbach-Seiter, Kernen, 300,00 €

Beresina – Gertrud Stadler, Mosbach, 50,00
Borodino – Helga Müller, Bad Mergentheim, 30 € – Leontine Rößler, Leinfelden-Echterdingen, 40,00 €
Eichendorf – Elmire Diehm, Vogt, 50,00 €
Eigenfeld – Linde Daum, Mansfeld, 50,00 €
Fürstenfeld II – Heinrich Sackmann, Walsrode, 300,00 €
Gnadenfeld – Helene Rogge, Kiel, 100,00 €
Gnadental – Erika Franz, Ilsfeld, 100,00 €
Kuruschika – Andreas Sackmann, Dortmund, 30,00 €
Leipzig – Gerhard Bässler, Ilsede, 10,00 €
Lichtental – Johannes Gall, Neresheim, 50 € – Wilhelm Jose, Neu Ulm, 30 € – Ingrid Kieninger, Kirchberg, 80 € – Klaus Mayer, Crailsheim, 50 € – Emil Schäfer, Welzheim, 25,00 €
Neu-Arzs – Alma Trefzer-Strohschein, Malsburg-Marzell, 100,00 €
Neu-Tarutino – Ingrid Ella Trautwein, Bremerhaven, 50,00 €
Tarutino – Patrick Dammann, Hamburg, 50 € – Renate Tarnaske, Neu Wulmstorf, 10 € – Renate Tarnaske, Neu Wulmstorf, 15 € – Siegfried Trautwein, Nagold, 50,00 €
Tatarbunar – Ingo Rüdiger Isert, Bietigheim-Bissingen, 100,00 €
Teplitz – Anneliese Kußmaul, Hamburg, 150,00 €
Wittenberg – Albert Schöttle, Maulbronn, 200,00 €
Armprothese Sergej Derewentsch – Irmgard Horlacher, Wurmberg, 500,00 €
Bessarabienhilfe – Gottlieb Albrecht, Stuttgart, 25 € – Anneliese Ankele, Reutlingen, 10 € – Beck, Dettingen, 20 € – Albert Bihlmeyer, Rudersberg, 200 € – Ulrich Bogner, Berlin, 100 € – Tatjana Esslinger, , 50 € – Karin Haag, Poxdorf, 50 € – Alma Hartmann, Essen, 40 € – Tollius Heilich, Bad Urach, 20 € – Werner Herrmann, Leutenbach, 30 € – Angelika Holzwarth-Kocher, Heimsheim, 100 € – Woldemar Keller, Backnang, 50 € – Dieter Krautter, , 20 € – Artur Kron, Weil im Schönbuch, 40 € – Robert Kungel, Wernau, 20 € – Dieter Lutomski, Riederich, 40 € – Edmund Mattheis, Möglingen, 40 € – Ella Münster, Hille, 20 € – Elisabeth Notz, Dettingen, 5 € – Simon Nowotni, Dettingen, 2.000 € –

Norbert Paul, Pfedelbach, 50 € – Jürgen Pinkall, Rotenburg, 20 € – Brigitte Rabe, Kröslin, 20 € – Rapp, Dettingen, 20 € – Faustina Rebitzer, Senden, 30 € – Mathilde Rehm, Münsingen, 25 € – Helene Riehle, Sindelfingen, 200 € – Elisabeth Rothenbacher, Mehrstetten, 50 € – Hildegard Rüeck, Leinfelden-Echterdingen, 50 € – Erwin Schäfer, Neu Wulmstorf, 25 € – Rudolf Scharff, Ludwigsburg, 50 € – Schiller, Dettingen, 20 € – Karry Schmidt, Reutlingen, 10 € – Herbert Schock, Murr, 30 € – Dieter Sigler, Dettingen, 20 € – Dieter Sigler, Dettingen, 20 € – Hans-Dieter Sigler, Dettingen, 10 € – Ekkehard Spohn, Metzingen, 50 € – Christa Steinhülb, Abtsgmünd-Wöllstein, 30 € – Rita Woide, Kahla, 50 € – Wally Wucher, Schorndorf, 20,00 €
Dorf Popastru Kreis Ackermann – Ella Stolper, Vierlinden, 50,00 €



102. Geburtstag

Am 2. April 2018 feiert

Olga Vix geb. Uhlich

im Kreise ihrer Familie
bei bester Gesundheit ihren
102. Geburtstag.

Sie ist am 2. April 1916 in Klöstitz geboren, in Hoffnungstal aufgewachsen und hat dort am 18. Januar 1939 Alexander Vix (*14. Februar 1912) geheiratet, der 1988 leider schon verstorben ist.

Die besten Glückwünsche

von Deinen Kindern Ella und Irmgard
mit Ehegatten, mit Enkeln und Urenkeln

Auf diesem Wege möchte unsere Oma alle Landsleute und Bekannte, besonders die Hoffnungstaler, herzlich grüßen.

Olga Vix bei Tochter:

Irmgard König, Weinstrasse 19, 74392 Freudental,
Tel. 07143-21001



Unsere liebe Mutter, Oma und Uroma
Anna-Maria Weippert
geb. Scheid
in Marienfeld / Bessarabien

feierte am 29. Januar 2018 ihren

90. Geburtstag.

Es gratulieren dir ganz herzlich und wünschen dir
für dein weiteres Leben Gesundheit,
Freude und Gottes Segen.

Deine Kinder, Enkel und Urenkel

In Liebe und Dankbarkeit nehmen wir Abschied von

Emil Roth

* 05.04.1925 † 17.02.2018

Lichtental Krs.Akerman Kbg.-Lendsiedel



Er war der Mittelpunkt in unserer Familie. Seine Liebe und positive Lebenseinstellung wird uns immer in Erinnerung bleiben.

Im Namen der Familien:
Friedhart Roth, Schrozberger Straße 17,
97996 Niederstetten

*Wenn die Kraft zu Ende geht,
ist die Erlösung Gnade.*

Nach einem langen und erfüllten Leben nehmen wir,
kurz vor seinem 96. Geburtstag, Abschied von unserem
Vater, Schwiegervater, Opa, Uropa und Onkel.

Emil Hoffmann

* 06.04.1922 † 04.03.2018
in Kulm / Bessarabien in Dessau-Roßlau



**Deine Kinder
Edith, Elvira, Erika und
Erwin mit Familien,
sowie deine Enkel und Urenkel**

Die Trauerfeier mit anschließender Urnenbeisetzung findet
am Samstag, dem 07.04.2018 um 13 Uhr auf dem Brietzker
Friedhof statt.

Statt Karten Möglingen, den 31. Januar 2018

In Liebe und Dankbarkeit nehmen wir Abschied von unserem wundervollen und lieben Bruder, Onkel, Adoptivvater und Opi

Albert Schneider
* 9. 7. 1933 † 31. 1. 2018

In stiller Trauer
Die Geschwister, Neffen,
alle Angehörigen
und Melanie mit Jakob

Die Trauerfeier mit anschließender Urnenbeisetzung fand am Freitag, den 9. Februar 2018, um 13.30 Uhr auf dem Friedhof in Möglingen statt.

Ich bin ein Gast auf Erden und hab hier keinen Stand;
der Himmel soll mir werden, da ist mein Vaterland,...
Paul Gerhardt

In Memoriam
Gerhard Ermisch
Graphiker & Artdirector, i.R.

* 03. Mai 1944 † 10. Februar 2017
Hohensteinau/Thorn Calw/Baden-Württemberg

ein hilfsbereiter, freiheitsliebender,
lebensbejahender Künstler



Wir haben Gerhard Ermisch schweren Herzens am 13. März 2017, (sein Leben aussehnend durch Herrn Pfarrer Jürgen Spohn, Evang. Dietrich-Bonhoeffer-Gemeinde, Stgt-Fasanenhof), auf der Grabstätte seiner Mutter Eleonore Ermisch-Knauer, Waldfriedhof Stuttgart-Degerloch, bestattet.

Astrid Ehm, geb. Ermisch & Urs Ehm,
Dr. Nortrude Ermisch, seine Monakamer Freunde.

Online-Redaktion

Administrator Heinz Fieß
homepage@bessarabien.de

Leinfelden-Echterdingen, im März 2018

*Alles hat seine Zeit.
Es gibt eine Zeit der Freude und eine Zeit der Stille,
eine Zeit des Schmerzes und der Trauer
und eine Zeit der dankbaren Erinnerung.
Das, was ich für euch war, bin ich immer noch.
Ich bin nicht weit weg nur auf der anderen Seite des Weges*

Wir nehmen Abschied von unserem treusorgenden Vater,
geliebten Bruder und Onkel



Hugo Nauenburg

* 29. November 1927 Brienne/Bessarabien
† 10. März 2018 Echterdingen

In liebevollem Gedenken

**Dr. Klaus-Dieter Nauenburg
Heinz-Peter Nauenburg
Gertrud Deisenhofer
Hilda Braun
Jürgen Deisenhofer**

Die Trauerfeier mit Urnenbeisetzung fand am Mittwoch, dem 21. März 2018, um 13:30 Uhr auf dem Friedhof in Echterdingen statt. Statt Blumenspenden bitten wir um eine Spende: für den Bessarabiendeutschen Verein/Heimatmuseum (IBAN DE 76600501010001287042) Stichwort: Hugo Nauenburg.

IMPRESSUM

Herausgeber: Bessarabiendeutscher Verein e.V., Florianstraße 17, 70188 Stuttgart, Bundesvorsitzender: Günther Vossler, Tel. (07 11) 44 00 77-0, Fax (0711) 44 00 77-20

Redaktion im zweimonatlichen Wechsel:

Brigitte Bornemann, Telefon 089/ 5432 0685

Norbert Heuer, Telefon 04254/ 801 551

Anschrift für Beiträge per E-Mail: redaktion@bessarabien.de

Per Post an Hauptgeschäftsstelle des Bessarabiendeutschen Vereins e.V., Florianstraße 17, 70188 Stuttgart. **Für kirchliches Leben:** Redaktion zur Zeit vakant-Beiträge an: verein@bessarabien.de

Anschrift für Vertrieb: Hauptgeschäftsstelle Stuttgart, Florianstraße 17, 70188 Stuttgart, Telefon (07 11) 44 00 77-0, Fax (0711) 44 00 77-20,

E-Mail: verein@bessarabien.de; Internet: www.bessarabien.com

Kündigung 4 Wochen zum 31. Dezember des laufenden Jahres möglich. Preisliste für Anzeigen (auch Familienanzeigen) ist in der Hauptgeschäftsstelle Stuttgart zu erhalten. Die Redaktion behält sich Kürzungen und Zusammenfassungen vor. Mit Namen gekennzeichnete Artikel stellen die Meinung des Verfassers, nicht die der Redaktion und des Herausgebers dar. **Druck und Versand:** Steppat Druck GmbH, Senefelderstr. 11, 30880 Laatzen Das Mitteilungsblatt soll jeweils am ersten Donnerstag eines Monats erscheinen. Das Jahresabonnement der Zeitung beträgt 42,- EUR, Mitgliedsbeitrag (Jahr) 15,- EUR, beides zusammen 50,- EUR.

Mehrpreis für Auslandsversand: Luftpost 11,- EUR

Bankverbindung: BW-Bank Stuttgart,
IBAN: DE 76 6005 0101 0001 2870 42,
BIC: SOLADEST600

STUTTGART 

Gefördert vom Kulturamt der Stadt Stuttgart